

1,90 DM/DDR 5,70 M
Schweiz Fr 1,90 / Österreich S 15,-

NEU Band 621

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Vergessene von Avalon



Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Die Vergessene von Avalon

John Sinclair Nr. 621

Teil 1/3

von Jason Dark

erschienen am 29.05.1990

Titelbild von Sanjulan

Sinclair Crew

Die Vergessene von Avalon

Sie stand vor den bleichen Gebeinen der beiden Toten und spürte die Tränen auf ihren Wangen. Sie tröstete sich, daß nur die Leiber vergingen, die Geister aber blieben. Dann schaute sie ins Leere und hörte die Botschaft aus dem Jenseits.

»Es gibt einen Weg, mein Kind! Bevor du ihn gehst, mußt du jedoch denjenigen finden, der den Schlüssel zum Tor besitzt. Such ihn, nur er kann dir helfen. Sein Name ist John Sinclair. Such ihn mit all deinen Kräften, dann wird es dir gelingen.«

»Ja, das werde ich«, flüsterte sie und ging davon...

Noch peitschten die Schüsse, noch schmerzte der schrille Klang der Alarmsirene in ihren Ohren, doch die beiden Ausbrecher wußten, daß sie es geschafft hatten und sogar den Bluthunden entkommen waren.

Die Männer hetzten keuchend den steilen Abhang hinab und vernahmen dabei die Musik der mächtigen Brandung.

Da unten lag die Rettung.

Hank, der Ältere, war geschafft. Die lange Zeit im Knast hatte ihn fertiggemacht. Seine Kondition war dahin. Bis zur Erschöpfung war er mit seinem Zellengenossen gerannt, jetzt spürte er überhaupt nicht mehr, wo er hinlief.

Er sah keine Steine, er sah nicht das dürre, nasse Wintergras, das den Hang bedeckte, und er bekam auch nichts vom Widerschein der Suchscheinwerfer mit, die ihre langen Lichtlanzen in die stockdunkle Nacht hineinjagten.

Er wollte nicht mehr, er konnte auch nicht. Sein Magen stemmte sich in die Höhe, und Hank mußte sich übergeben.

Er brach, während er lief. Manchmal erschien schemenhaft der Rücken seines Zellenkollegen vor ihm, ein tanzender Schatten, mehr war es nicht. Nur ein Gebilde in der Finsternis, die von schräg heranpeitschenden Regenschauern zu einem nie abreißenden Duschbad gemacht wurde.

Das Wasser hatte den Boden aufgeweicht. Die Männer rannten über das rutschige Gras, glitten über kleine Moosinseln hinweg und konnten nur diesen einen Pfad nehmen, der in Richtung Strand führte, wo auch das rettende Boot lag.

Hank wollte sprechen, nicht einmal das schaffte er. Seine Kehle war zu. Eisenringe schienen sie eingeklemmt zu haben. Er schlenkerte beim Laufen auch nicht mehr mit den Armen, dafür hatte er es geschafft, sie weit vorzustrecken, als wollte er nach irgendwelchen Gegenständen greifen, die sich vor ihm befanden.

Den Stein sah er nicht. Er wuchs wie ein spitzer Kopf aus dem Boden und war eine perfekte Stolperfalle.

Mit dem rechten Fuß schleifte Hank darüber hinweg, mit dem linken blieb er hängen.

Hank schrie noch, dann hob er förmlich ab. Die Wucht schleuderte ihn weit nach vorn und auf den Rücken des vor ihm laufenden Brian Fuller zu. Der hatte mit diesem plötzlichen Aufprall nicht rechnen können. Wie von einem Katapult wurde er nach vorn geschleudert. Er fluchte, weil er sich vor Schreck auf die Zunge gebissen hatte, dann raste die Erde auf ihn zu.

Fuller riß im allerletzten Moment die Arme hoch, um sich zu schützen. So schlug er nicht mit dem Gesicht zuerst auf. Der Schwung aber drückte ihn weiter nach vorn, er überrollte sich und kam sich dabei vor wie auf einer Eisfläche.

Mit einer Hand suchte er Halt an einem Busch und konnte sich daran festhalten.

Keuchend blieb er liegen, drehte sich auf den Rücken und ließ die eiskalten Regentropfen auf sein Gesicht klatschen. Ihm kam der Gedanke, einfach liegen zu bleiben und sich irgendwann festnehmen zu lassen. Gleichzeitig wußte er, daß sein Zellenkumpan Hank vor Schwäche gefallen war. Es hieß im Klartext, dieser Mann wurde für ihn zu einer Belastung, und so etwas liebte Brian überhaupt nicht.

Seine Gedanken spiegelten sich auf dem nassen Gesicht wider, als er sich erhob. Die Augen funkelten. Mit der rechten Hand schlug er gegen die linke Jackentasche. Im Innern steckte das Messer, die einzige Waffe, die beide besaßen. Er hatte es aus der Gefängnisküche gestohlen.

Fuller ließ das Messer stecken, als er die wenigen Schritte zurückging.

Hank lag noch immer auf dem Rücken, war total erschöpft. Die wenigen dünnen Haare lagen wie nasse Spinnweben auf seinem runden Kopf, die Augen stierten blicklos und schienen den anderen Mann nicht wahrzunehmen.

Wegen der Schräge des Abhangs mußte sich Fuller breitbeinig hinstellen. Schweigend starrte er seinen Zellenkumpan an. In der Ferne war noch das Heulen der Sirenen zu hören, auch die Suchlichter wischten wie helle Fahnen durch die Regennacht.

Sie durften keine Zeit verlieren, nicht einmal Sekunden. Deshalb fuhr Fuller den anderen hart an. »Hoch mit dir!«

»K... kann nicht ...«

»Was sagst du?«

»Ich kann nicht mehr, verdammt! Ich... ich bin am Ende. Verstehst du das?«

»Nein.«

»Laß mich hier liegen, Brian. Hau ab – allein.«

Fuller überlegte einen Moment, während das Regenwasser in kalten Bahnen über sein Gesicht rann. Noch bot ihnen die Dunkelheit Schutz. Bald würden oben am Hang die ersten Lichter der Stablampen aufblitzen, dann dauerte es nicht mehr lange, bis die Meute mit ihren Hunden den Hang herabkam. »Nein, Hank, so lasse ich dich nicht zurück!«

»Aber ich will nicht mehr.«

Fuller beugte sich vor und zog dabei sein Messer. »Du mußt richtig zuhören. So lasse ich dich nicht zurück, habe ich gesagt.« Sein Gesicht bekam einen bösen Ausdruck. »Du weißt zuviel von unserem Fluchtweg. Du weißt alles, mein Freund. Und weil du soviel weißt, wirst du auch dein Maul den Typen gegenüber nicht halten können. Sie werden dir Versprechungen machen und dich weich klopfen.

Deshalb muß ich vorbeugen.«

Plötzlich funkelte die Klinge vor Hanks Augen. Mochte er auch noch so schwach sein, diesmal arbeitete sein Gehirn, und er begriff das Vorhaben seines Zellengenossen.

Hank wollte lachen, es wurde nicht einmal ein Krächzen. »Brian, zum Henker, das kannst du doch nicht tun! Das... das ist doch Wahnsinn! Du wirst nicht ...«

»Hank, ich *werde*. Sorry, ich muß einmal an mich denken.« Er nickte und stach zu.

Dabei schaute er nicht hin. Der Blick fraß sich in Hanks Gesicht, das zunächst einfro, sich dann zu einer schmerzverzerrten Grimasse verzog, in dem schließlich die Augen sämtliches Leben verloren und zu zwei starren Kugeln wurden.

Hank war tot.

Fuller zog die Klinge aus dem Körper, wischte sie mit zwei Bewegungen sauber und ließ sie wieder unter seiner Kleidung verschwinden. Dann schaute er über den Toten hinweg zum Hang hoch.

Noch war nichts zu sehen, da flossen die Dunkelheit mit den Regentropfen zu einer grauen Soße zusammen, in der überhaupt keine Konturen wahrzunehmen waren. Wenn sie Fuller inmitten der Leere des Alls abgesetzt hätten, er hätte sich kaum anders gefühlt.

Aber er hörte das scharfe Bellen der Bluthunde, denn der Sirenenklang war verstummt. Nur mehr das geisterhaftbleiche Leuchten der Suchscheinwerfer irrte über den Himmel.

Fuller grinste kalt und entschlossen. Ihn würden sie nicht bekommen, das nahm er sich fest vor. Da konnten sie versuchen, was sie wollten, er würde den Häschern ein Schnippchen schlagen. Sollte wider Erwarten etwas schief laufen, war er auch bereit, sich selbst zu töten.

»Pech gehabt, Hank«, sagte er zum Abschied. »Drei Jahre waren wir zusammen...«

Dann war er weg.

Das letzte Stück führte in einem nicht mehr so steilen Winkel hinab zu dem schmalen Sandstreifen in der kleinen Bucht, die von einer Laune der Natur geschaffen worden war. Ansonsten zeigte der Streifen Land nur mehr eine Steilküste mit fast lotrecht hochragenden Felsen.

Es gab viele Dinge, über die sich Brian Fuller ärgerte. Am meisten über den letzten Wetterbericht. Da war von einer Nebelnacht gesprochen worden und nicht von Sturm und Regenschauern.

Fuller wühlte sich weiter. Er hatte den Eindruck, gegen eine Wand kämpfen zu müssen und war dabei, den Regen mit beiden Armen zur Seite zu schaufeln, ohne daß es etwas nutzte.

Trotz des Wasserrauschens hörte er das scharfe Bellen der Bluthunde. Sie und die Wachtposten mußten das Ende des Hangs erreicht haben.

Wenn die Männer die Hunde von den Leinen ließen, hatte Brian Fuller kaum eine Chance. Die Köter waren pfeilschnell und auf den Mann dressiert.

Er duckte sich zusammen wie ein Raubtier vor dem Sprung. Dann startete er.

Mit einem halbhohen Sprung überwand er den Rest des Steilhangs. Trotz der grauenschwarzen Finsternis und der fallenden Regenschleier hatte er den hellen Streifen am Ufer gesehen.

Mit beiden Füßen landete er im nassen Sand. Die Turnschuhe mit der griffigen Kunststoffsohle verschwanden darin. Der Sand reichte ihm bis über die Knöchel. Das Toben der nahen Brandung klang in seinen Ohren wie Donnerhall. Er sah die weißen Gischtstreifen, die die Felsen, die vor dem Ufer aus dem Wasser ragten, übersprühten.

Zum erstenmal seit längerer Zeit atmete Brian Fuller tief durch.

Mit dem klatschnassen Ärmel wischte er Wasser von seiner Stirn, er mußte einen Moment nachdenken, wo das Boot versteckt lag, das ihm Loraine, eine gute Freundin, besorgt hatte.

Rechts!

Ja, es gab nur diese eine Möglichkeit, denn dort waren die zerklüfteten Felsen, in deren Lücken durchaus ein Boot paßte.

Eine Taschenlampe hatte er zwar mitgenommen, jedoch bei der Flucht verloren. Wenn er Licht haben wollte, mußte er sich auf das alte Sturmfeuerzeug verlassen.

Hastig durchsuchte er die Spalten.

Das Bellen der Hunde hörte er nicht mehr, denn die Brandung war einfach zu laut.

Seitlich drückte er sich in eine Spalte hinein – und bekam große Augen, denn schon beim ersten Versuch hatte er Glück und stieß mit den Fußspitzen gegen das Heck des Bootes.

Brian Fuller schaute zurück. Er maß die Entfernung bis zum Wasser hin ab. Sie war nicht sehr groß. Er würde es leicht schaffen, das Boot auf den Strand zu ziehen.

Der Sturm, das Krachen der Wellen, das finstere Spiel der Wolken am Himmel und der peitschende Regen sorgten dafür, daß die Küstenregion zu einer wilden Hölle wurde, in der sich Brian Fuller bewegen mußte. Mit seinen bärenstarken Kräften zerrte er das Boot aus dem Versteck hervor. Loraine hatte es glücklicherweise mit einer Plane abgedeckt, sonst wäre es auch im Versteck voll Wasser gelaufen. Der nasse Sand war schwer und schien am Rumpf des Bootes festzukleben. Fuller keuchte. Aus seinem offenen Mund rann der Speichel und vermischte sich mit dem Regen.

Weiß rauschte das Meer heran. Ein heller Bart, wütend und gefährlich.

Die Hölle war um ihn. Er stemmte sich mit dem Rücken gegen den

Wind, er arbeitete wie nie in der letzten Zeit und schaffte es auch, das Boot nahe an die auslaufenden Wellen heranzubringen.

Dann richtete er sich auf und drehte sich um. Fuller wußte den Grund selbst nicht, er tat es einfach, und er sah aus der Hölle den Teufel in Gestalt des Oberaufsehers Spike treten.

Selbst Fuller, der hartgesottene Killer, erschrak zutiefst, als er die nasse Gestalt sah. Spike wurde im Knast auch der Schinder genannt, seine breiten Schultern »verschwammen« im Regen. Nur seine Augen leuchteten heller in dem dunklen Bartschattengesicht. Fuller hätte auch den Kampf mit ihm aufgenommen, aber Spike hielt ein Gewehr in den Händen, dessen Mündung auf Fuller zielte.

Fast lässig kam er näher. Um nicht zu stark gegen den Sturm anbrüllen zu müssen, blieb er einen Schritt vor dem Ausbrecher stehen. Scharf grinste er. »Ich habe es mir gedacht, Fuller. Ich habe mir gedacht, daß du so schlau sein würdest, den anderen ein Schnippchen zu schlagen. Aber ich kenne dich eben, und ich habe dir immer gesagt, daß ich um eine Idee schlauer bin. Sie reicht aus, um dich zu packen, Fuller. Sie reicht immer aus.«

Fuller hob die Arme in Schulterhöhe. Er gab seinen Körper damit frei. »Hör zu, Spike, ich will dir einen Vorschlag machen...«

»Schnauze!« Der Schinder stieß zu.

Tief bohrte sich die Waffenmündung in Fullers Magen. Der Ausbrecher würgte, ihm wurde schwarz vor Augen, und er merkte nicht, wie er nach hinten kippte und in den nassen Sand fiel.

Sein Bauch explodierte. Die heißen Stöße drangen noch bis in das Gehirn. Er schnappte verzweifelt nach Luft – wie ein Fisch auf dem Trockenen. Die Augen quollen ihm aus den Höhlen, dann brüllte er, als er Spikes Fußtritt spürte, der ihn an der Hüfte traf, so daß er sich überrollte und mit dem Gesicht zuerst durch den nassen Sand schleifte.

Einen weiteren Tritt würde er nicht mehr verkraften können.

Wenn er sich wehren wollte, dann jetzt.

Fuller lag günstig. Seine Hand kroch unter die nasse Jacke. Die Finger fanden den Holzgriff des Messers.

»Steh auf, du Hund!«

Spike hatte seinen Spaß. Er wollte quälen, dafür war er bekannt. Er würde Fuller fertigmachen, jetzt, wo sie beide endlich allein waren.

»Kannst du nicht?«

»Doch, doch!« würgte der Ausbrecher, der auch an die anderen Häscher dachte.

Er schaffte es, auf die Knie zu kommen, die Hände auf den Bauch gepreßt, aber eine unter die Jacke geschoben, wo sie den Griff der Stichwaffe umklammerte.

Spike stand vor ihm. Breitbeinig und überheblich, das Funkeln in den

Augen ließ auf Sadismus schließen.

Fuller kniete vor ihm wie ein Bittsteller. Er sah, daß der Gewehrlauf schräg an ihm vorbei zu Boden wies. Seine Chance.

Plötzlich riß er die Waffe hervor. Aus der Faust schaute etwas Blitzendes hervor. Im nächsten Augenblick nicht mehr, da war der Gegenstand in Spikes Körper verschwunden.

Der schwere Mann stand für einen Moment unbeweglich. Bis ihn eine Bö traf.

Es war Zufall, daß sie genau in dem Augenblick heranwehte, als der Aufseher kippte.

Er schlug so schwer in den Sand, als hätte man ihm die Beine unter dem Körper weggeschlagen. Aus seinem Mund quoll Blut, die Augen zeigten den Blick eines Sterbenden.

»Du... du ...!« keuchte Fuller. Mehr bekam er nicht hervor. Vergessen waren die Schmerzen, er spürte den grellen Triumph in sich.

Er hatte das lebende Hindernis förmlich aus dem Weg geräumt, bevor es Hilfe bekam.

Die folgenden Handlungen geschahen bei ihm wie in Trance. Er hätte anschließend nicht sagen können, wie es ihm gelungen war, das Boot ins Wasser zu bekommen, aber er schaffte es und schwang sich selbst über die Bordwand, bevor es die ablaufenden Wellen mit sich reißen konnten.

Sekunden später geriet er in die Brandung, die an dieser Stelle nicht so hoch tobte, aber mit dem Boot, das über die Hälfte noch von der Plane bedeckt war, nur spielte.

Sie schleuderten es vor, sie hoben es an, sie schlugen es zur Seite, und Brian Fuller kam sich vor wie auf einer Schaukel. Er klammerte sich fest. Wasser gischtete über ihn hinweg, und er drehte sich einmal kurz um, weil er zurück zum Ufer schauen wollte.

Das hatten die Häscher mittlerweile erreicht. Fuller sah das Tanzen der hellen Lichtkegel, er bekam allerdings auch mit, wie sich einige Strahlen auf eine bestimmte Stelle konzentrierten, und zwar dort, wo Spike liegen mußte.

Fuller wußte nicht, ob der Mann tot war. Er konnte auch schwer verletzt sein. Für ihn spielte das keine Rolle mehr. Er mußte so schnell wie möglich weg, denn die Hundesöhne würden natürlich die Küstenwache alarmieren.

Die Wasserbullen besaßen wesentlich schnellere Boote. Der Nebel war nicht gekommen. In seiner Deckung hätte er ihnen ein Schnippchen schlagen können.

Jetzt mußte er versuchen, sich durch die tobende Wasserhölle zu wühlen, bis er weit genug entfernt war, um an Land gehen zu können. So sah der Plan aus.

Fuller hockte geduckt im Boot. Noch immer rechnete er mit ihren

Kugeln. Sie mußten ja wissen, wohin er geflohen war. Die Spuren im Sand redeten eine deutliche Sprache.

Der Wind kam zumeist von vorn. Er brachte die Wassermassen mit, die in sein Gesicht schlugen wie nasse Lappen. Er hatte den Außenborder angeworfen, hielt das kleine Ruder, doch bei jedem Fall in ein Wellental stach das Heck aus dem Wasser, und die Schraube drehte ins Leere.

Entfernt glaubte er, Stimmen zu hören, kümmerte sich nicht darum. Fuller mußte nach vorn schauen, denn aus dem Wasser wuchs ein Hindernis in die Höhe.

Einer dieser verfluchten schwarzen Felsen, deren Kanten Schiffsrümpfe aufschnitten wie ein Brot die Butter.

Brian Fuller schrie, als ihn eine Welle packte und auf den Felsen zuschleuderte. Er rechnete damit, daran zu zerschellen, doch das Glück stand diesmal auf seiner Seite.

Haarscharf verfehlte ihn das Gestein. Links davon rutschte er förmlich vorbei, bevor ihn ein Strudel packte und wie von einer Riesenhand gedrückt auf das offene Wasser zuschob.

Hier tosten die Wellen noch schlimmer und höher. Sie machten das Boot zu einem Spielball ihrer Kraft.

Fuller verlor die Übersicht. Manchmal wußte er nicht, wo er sich befand. Er hatte seinen Gleichgewichtssinn verloren. Das Wasser war wie ein wütendes Tier, es machte mit ihm, was es wollte. Er hörte sich oft sogar selbst schreien. Seine Augen glichen angsterfüllten Kugeln, wenn ihn die immense Kraft wieder auf einen Wellenkamm hochschob, als befände er sich in einer Achterbahn.

Er kam durch, er kenterte nicht. Das Boot raste fast kopfüber zurück in das Wellental, und der Orkan hörte nicht auf. Er umtoste den Einsamen wie mit tausend Schreien und heulenden Geisterstimmen. Der Wind war zu einem Tier geworden. Er wollte den Menschen zeigen, wozu er fähig war, denn er schaufelte nicht nur das Wasser zu mächtigen Wogen hoch, er richtete auch in den Küstenregionen verheerende Verwüstungen an.

Brian Fuller hatte das Gefühl für Zeit längst verloren, ebenso wie die Orientierung.

Er hatte sich in sein Schicksal ergeben, hockte halb unter der Plane und lernte selbst als Mörder noch das Beten. Es war schlimm für ihn. Er fror, er zitterte, doch die tosende Wasserhölle kannte kein Erbarmen mit ihm und seinem Boot.

Irgendwann war es soweit.

Fuller sah die hohe Wasserwand an der Seite. Ein aufgetürmtes, gewaltiges Stück Glas, unheimlich breit, dem er niemals würde entkommen können.

Dann fiel die Wand über ihn. Schwer wie Beton machte sie alles

nieder. In einem wahren Spaß zertrümmerte sie das hölzerne Boot in mehrere Teile.

Sie spülte den Mann einfach weg, der verzweifelt um sich schlug und noch merkte, wie seine Hände durch Zufall eine breite Planke oder ein Stück Holz umklammerten.

Danach verlor er das Bewußtsein...

Melusine de Lacre, von Freunden kurz Melu genannt, verzichtete auch im Winter nicht auf ihren täglichen Ausritt am Strand. Es war einer der Tage, die man hätte anhalten sollen. Ein frischer Wind, die herrlich klare Luft, die beim Einatmen würzig schmeckte, das Rauschen der Wellen, die schrillen Schreie der Wasservögel, die sich ebenfalls über den wunderbaren Tag freuten und ihre Kreise über den Wogen zogen. Ein Wintertag, der fast begann wie einer im Frühling.

Das Wunder war vollkommen, denn Melusine genoß es jedesmal, den Tag aufblühen zu lassen. Dann holte sie Sturmwind aus der Box, schwang sich auf den breiten Rücken des Tieres und ritt mit ihm aus.

Ihr Haus lag erhöht, so weit oben, daß es auch von mächtigen Sturmwellen nicht erreicht werden konnte. In der vergangenen Nacht hatte Melu im Bett gelegen und der wilden Natur gelauscht, denn über die Küste hinweg war ein gewaltiger Orkan gebräust.

Da hatten die Fensterläden geklappert, da waren die Bäume und Sträucher zu Spielbällen geworden und hatten mit ihren Zweigen und Ästen über die Hauswände und die Scheiben der Fenster gekratzt.

In solchen Nächten schliefen nur die wenigsten Menschen. Die meisten Bewohner des Küstenstreifens lagen wach in den Betten. Sie lauschten den mannigfaltigen Geräuschen des Sturms: dem scharfen Heulen, dem rauschenden Brausen und dem hohlen Pfeifen.

Der Tag war anders. Da ritt Melu durch die Frische. Zwar wehte der Wind ihr langes, schwarzes Haar hoch, aber im Vergleich zur Nacht war der Wind sanft wie ein Lamm.

Melu lauschte dem Klopfen der Pferdehufe. Sie saß wie angeschmiegt im Sattel. Ihr Gesicht zeigte die jugendliche Natürlichkeit, Schminke hatte sie nicht nötig. Mit ihren dreiundzwanzig Jahren fühlte sie sich jung genug, um darauf verzichten zu können.

Herrlich lange Beine besaß sie. Die Reiterstiefel reichten ihr bis zu den Knien, der dicke Pullover war nötig und auch die gefütterte Windjacke brauchte sie.

Ein Spiegel hätte folgendes Bild von ihr wiedergegeben: Die kleine gerade Nase, ein schön geschwungener Mund, sanfte Augenbrauen und rote Wangen, auf denen sich einige Sommersprossen verteilten.

Bis auf die Augen...

Die dunkle Brille steckte in der Tasche. Melu hatte sie nicht

aufgesetzt, obgleich sie die Gläser öfter trug, aber nicht, um ihre Augen gegen das Sonnenlicht zu schützen, der Grund war ein anderer.

Melusine de Lacre war blind!

Ein blindes Mädchen, das sein Schicksal mit einer schon bewundernswerten Gelassenheit ertrug, denn wer sie nicht kannte, hätte ihr kaum angemerkt, daß sie blind war. Sie bewegte sich nicht nur sicher in ihrem Haus, sie saß auch auf dem Pferderücken, als wäre sie mit dem Tier verwachsen.

Das Tier führte sie sicher. Es kannte hier jeden Fußbreit Boden.

Auch den Weg vom Haus zum Strand – er war ziemlich steil – fand es trittsicher. Sturmwind war für Melu ein verläßlicher Freund, und das junge Mädchen, das allein im Haus an der Küste wohnte, liebte das Pferd wie einen Ehemann.

Sie war im Galopp geritten, hatte Sturmwind gefordert und sich an dessen Wiehern erfreut, das sie immer wieder ermuntert hatte, weiterzureiten.

Rechts von ihr lag das Meer. Sie hörte die Wellen, wenn sie am Strand ausliefen oder weiter vorn gegen die Felsen geschleudert wurden. Melu wußte genau, wo sie sich befand, denn sie orientierte sich an den Geräuschen. Ihre Ohren ersetzten ihr die Augen, was ziemlich gut klappte.

Es war nicht so, daß sie überhaupt nichts sehen konnte. Von einer ewigen Nacht sprach man des öfteren bei Blinden. Melu sah immer hinein in eine graue Welt, als wäre diese ständig von dünnen Nebelstreifen erfüllt, die sie nicht durchdringen konnte.

Hin und wieder hatte sie gehofft, Konturen ausmachen zu können, es waren Täuschungen gewesen. Die grauen Schatten blieben einfach, sie konnte daran nichts ändern.

Und so ritt sie weiter in den Morgen hinein, voll innerlicher Freude, aber auch voller Gedanken. Melu gehörte zu den sensiblen Menschen. Dabei wußte sie nicht einmal, ob der Grund dafür in ihrer Kindheit zu suchen war, er kam ihr eher vor wie angeboren. Bei dem Begriff Geburt stockten ihre Gedanken.

Sie dachte an die Worte ihrer Eltern, die ihr einmal erklärt hatten, daß sie nicht von hier wäre.

Zuerst hatte sie nicht weiter darüber nachgedacht, später dann nachgefragt und ebenfalls eine sehr befremdlich klingende Antwort bekommen. Man hatte ihr erklärt, daß sie aus einem anderen Land stammen würde, und daß ihre Behinderung nicht endgültig wäre.

Nicht endgültig!

Diese Diagnose bestimmte ihr Leben und war zu einer regelrechten Triebfeder für sie geworden. Wenn etwas nicht endgültig war, mußte es einen Weg geben, dies zu ändern.

Melu forschte weiter, kam aber nicht weiter, weil ihre Eltern leider

starben. Schon seit fast zwei Jahren lebte sie allein in ihrem Haus, ohne direkt allein zu sein, denn sie wußte ihre Eltern stets um sich.

Die beiden waren wie Geister, die sie sogar manchmal kühl berührten. In gewissen Nächten, die besonders stimmungsvoll waren, hörte sie stets ein fernes Singen und glaubte auch, die Stimmen der Eltern verstehen zu können.

Woher war sie gekommen? Weshalb hatte sie ihr Augenlicht verloren? Die Eltern hatten auf diesbezügliche Fragen nur ausweichende Antworten gegeben, aber es war ihr gelungen, ein Gespräch zwischen ihnen zu belauschen. Dort fiel ein geheimnisvolles Wort.

Avalon

Zuerst hatte Melu damit nichts anfangen können. Sie hatte sich zudem nicht getraut, näher nachzufragen, aber sie dachte schon darüber nach, gab nicht auf und erfuhr, daß es sich um eine Insel handelte, die den Namen Avalon trug.

Eine sehr geheimnisvolle Insel, auf der König Artus versucht haben sollte, die Wiedergeburt zu erlangen. Er war nach Avalon gegangen, um dort auf seine Art und Weise zu sterben.

Gab es Avalon überhaupt? Oder war diese Insel nur ein Produkt alter keltischer Sagen?

Melu wußte es nicht. Es konnte auch niemand sagen, wo die Insel genau lag.

Im Westen, hieß es, im Westen...

Das Meer, die Wellen, die ewige Brandung, die immerwährende Sonne, der Frühling – war das Avalon? Die Insel, nach der man sich noch heute ebenso sehnte wie die Ritter der Tafelrunde damals, die ebenfalls von Avalon gewußt hatten?

Für Melu war alles auf einmal gekommen und hatte seinen vorläufigen Abschluß mit dem Tod ihrer Eltern gefunden.

Trotzdem hatte sie nie aufgehört zu grübeln. Besonders dann, als die Zeit der intensiven Trauer vorbei war. Auch das Gefühl, die Eltern immer in der Nähe zu haben, war geblieben. Als Beschützer schwebten sie über ihr wie feinstoffliche Geister.

Sie vergaß Avalon, denn niemand konnte ihr mehr über die geheimnisvolle Insel sagen. Gleichzeitig wußte sie, daß die Zeit *für* sie arbeitete und auch die Blindheit nicht von Dauer war. Sie mußte nur einen Weg finden, um sie vertreiben zu können.

Und sie hielt den roten Faden bereits in der Hand!

Wer ihr den Tip gegeben hatte, wußte sie nicht. Sie hatte ihn während eines sehr intensiven Traumes erfahren, denn jemand war es gelungen, ihr eine Botschaft zu schicken.

Einen Namen.

John Sinclair!

Noch nie hatte sie ihn gehört. Zunächst war er Melu aus dem Gedächtnis gegliitten, aber der Traum war in den folgenden Nächten zurückgekehrt und hatte stets mit der Nennung des Namens sein Ende gefunden.

John Sinclair!

Immer wieder hatte Melu den Namen geflüstert, um sich alles genau einzuprägen. Es war eine Zeit vergangen, bis sie sich traute, mit anderen Menschen über den Namen zu sprechen, und sie hatte nichts erfahren. Niemand kannte eine Person mit diesem Namen.

Ein Bekannter hatte sogar in einem Telefonbuch nachgeschaut, mehrere Sinclairs dort entdeckt, ihr aber nicht sagen können, ob der gesuchte Mann dabei war.

Einige Menschen dieses Namens hatte sie angerufen und nur dumme Reaktionen erlebt.

Melu war verzweifelt, bis ihr schließlich eine Idee gekommen war, die sie nach einiger Überlegung auch in die Tat umgesetzt hatte.

Jetzt wartete sie auf den Erfolg.

Das dunkelhaarige Mädchen ließ sich sehr von seinen Gefühlen treiben. Es glaubte einfach daran, daß es mit dieser Methode Erfolg haben mußte.

Sie wollte auch nicht zu ungeduldig sein, sie ließ sich nur Zeit.

Wenn das Schicksal tatsächlich auf ihrer Seite stand, würde sie schon den Kontakt finden.

Jeden Morgen überfielen Melu die gleichen Gedanken. Sie tauchten dann hinein in die Frische des Tages, in das Rauschen der Wellen, und sie hatte das Gefühl, einen geheimnisvollen Gruß von der Insel Avalon herübergeschickt zu bekommen.

Der Orkan der Nacht hatte das Land befreit. Es türmten sich keine dunklen Wolkenberge mehr am Himmel. Wie blankgefegt wirkte er.

Ein weites, unendlich erscheinendes Blau, von dem Melu leider nichts sah. Aber sie wußte, wie es aussah, ihr Vorstellungsvermögen war ausgezeichnet, hinzu kam die Erinnerung an die Zeiten, als sie noch ihr Augenlicht besessen hatte.

So roch und genoß sie die einsame Küstenregion, durch die Sturmwind das Mädchen trug.

Der Hengst war in den besten Jahren. Ein wunderbares Tier mit einem herrlichen Fell, dem die Pflege anzusehen war. Wie Seide schimmerte es.

Braune, rote und beige Farben mischten sich bei ihm und liefen ineinander über. Da war nichts verkratzt oder verfilzt, dieses Tier wirkte völlig gesund, und es war der einzige Freund, auf den sich das Mädchen verlassen konnte.

Zwischen Sturmwind und Melu war eine gewisse geistige Beziehung entstanden. Sie glaubte manchmal zu wissen, was Sturmwind wollte,

und umgekehrt war es ebenso.

Beide kamen wunderbar miteinander aus. In den langen warmen Sommernächten verbrachte Melu die Zeit oft zusammen mit ihrem vierbeinigen Freund im Stall.

Leider konnte auch er ihr nicht sagen, woher sie stammte. Manchmal dachte sie daran, daß sie nicht von dieser Welt war und ihr Ursprung eigentlich mit Avalon zu tun hatte.

Avalon und John Sinclair!

Zwei so unterschiedliche Begriffe, wobei der eine mit dem anderen nichts zu tun hatte, aber, davon ging Melu aus, es mußte einen Zusammenhang zwischen ihnen bestehen.

Noch gab es die Lücke, nur war sie gewillt, diese auszufüllen. Irgendwann würde sie beide kennenlernen das sagte ihr einfach das Gefühl, und darauf verließ sie sich gern.

Melu lauschte dem Klopfen der Hufe. Sie wußte auch, daß sie bald die kleine Bucht erreichen würde, wo sie ihren Ausritt stets beendete. Im Sommer machte sie dort eine Pause, legte sich in den weichen Sand und genoß die Sonne.

Im Winter verweilte sie nur kurz dort, blieb zumeist auf dem Pferderücken sitzen und »schaute« auf das Wasser.

Da passierte es!

Es ging alles so schnell, daß Melu nicht mehr reagieren konnte. Sie hörte noch das erschreckt klingende und schrille Wiehern, hielt die Zügel einfach zu locker, als Sturmwind auf den Hinterläufen in die Höhe stieg, Melu aufschrie, die Zügel verlor und über die rechte Kruppe des Tieres hinwegrutschte.

Für einen Moment schwebte sie im Nichts, dann erfolgte der Aufprall, der glücklicherweise nicht so hart war, weil der Untergrund aus Gras und Sand bestand.

Auf dem Rücken landete sie. Unwillkürlich schrie sie auf, und ein Schmerzstoß zuckte durch ihren Körper.

Dann lag sie da.

Einfach so und nur auf dem Rücken, während sie den Hufgeräuschen des Pferdes lauschte, die immer leiser wurden, denn Sturmwind hatte die Flucht ergriffen.

Melu war allein. Sie lag da, den Kopf nach oben gerichtet und glaubte, einen Traum zu erleben. Wenn jetzt der Wind kam und sie einfach wegtrug, mußte das etwas Wunderbares sein, aber es blieben Wunschträume. Die Realität sah anders aus.

Der Sand hatte die Feuchtigkeit des letzten Regens behalten. Er leckte an ihrer Kleidung. Seine Nässe spürte sie, und dann erschrak sie zum erstenmal über ihre Lage, denn sie mußte den langen Weg zu Fuß wieder zurück.

Das gefiel ihr überhaupt nicht, es sei denn, Sturmwind kehrte wieder

zurück.

Sie wollte nach ihm rufen, als ihr ein anderer Gedanken kam.

Sturmwind hatte noch nie so reagiert. Es mußte also einen Grund geben, der ihn so hatte handeln lassen.

Was konnte ihn denn erschreckt haben?

Melusine de Lacre erfuhr es sehr bald, denn vor sich hörte sie eine Stimme. Ein Mann sprach, ein Fremder, und er sagte nur zwei Worte: »Verdammte Scheiße...«

Melu erstarrte!

Sie dachte nicht einmal über diesen für sie unmöglichen Kommentar nach, sie lag einfach da und wurde zu einem Stück Holz, denn sie bewegte nicht einmal die Wimpern.

Wer war dieser Mann?

Das Mädchen konnte sich vorstellen, daß es ihm gelungen war, Sturmwind zu erschrecken. Das Tier war es nicht gewohnt, einem Fremden zu begegnen, er mußte vor ihm erschienen sein wie ein Geist, sonst hätte der Hengst nicht dermaßen überzogen reagiert.

Schleifende Schritte näherten sich ihr. Melu hörte sogar das feine Rieseln des Sandes, als sich der Fremde auf sie zubewegte und dicht vor ihr stehenblieb, wie sie spürte.

»He, hast du dich verletzt?«

»N... nein, ich glaube nicht.«

Ein scharfes Lachen klang an ihre Ohren. »Verdammt noch mal, dein Gaul hätte mich fast zertreten. Konntest du das Tier nicht unter Kontrolle halten?«

Melu bewegte die Lippen, auf denen feine Sandkörner klebten, die sie wegwischte. »Ich... ich ... bin hier immer allein, verstehen Sie? Es ist niemand hier, das weiß auch das Pferd. Es hat sich eben erschreckt, als Sie ...«

»Wie schön. Ich wäre fast krepirt.«

»Warum sind Sie nicht gegangen, Mister? Sie hätten weglaufen können, dann wäre...«

»Das konnte ich nicht, Lady. Das war nicht möglich. Ich komme aus der Hölle, Süße.«

Melu überlegte. »Was haben Sie da gesagt? Sie... Sie kommen aus der Hölle?«

»Ja.«

»Wo ist die Hölle?«

Das Lachen des Mannes klang schrill, und Melu gefiel es überhaupt nicht. »Weißt du nicht, daß die Hölle überall sein kann. Hinter Mauern, in der Natur, bei einer Frau. Die Hölle verteilt sich gut, damit sie immer präsent ist.«

»Sorry, Mister, aber ich begreife Sie nicht.«

Der Mann atmete heftig. »Das will ich dir gleich erklären. Weißt du eigentlich, daß ich ein Glückspilz bin? Ein richtiger Glückpilz, Mädchen? Ich komme zwar aus der Hölle, aber ich habe es überlebt. Ich konnte dem Teufel ein Schnippchen schlagen.«

»Wie – dem Teufel?«

»Ja, verdammt, dem Teufel. Aber nicht dem, der die Hörner aus der Stirn hat oder so. Nein, dem Teufel, der sich Wasser, Sturm oder Meer nennt. Verstehst du?«

»Ah ja. Sie sind auf dem Meer gewesen.«

»Genau, Süße. In einer verdamnten Nußschale. Irgendwann kam eine Welle, groß wie ein Berg.« Er zeichnete sie mit den Händen nach, aber Melu reagierte nicht. »Also, da kam eine Welle, und die zertrümmerte mein Boot. Das kannst du dir nicht vorstellen, das war der nackte Wahnsinn. Sie machte uns fertig, aber ich überlebte, denn mir gelang es, mich an einer Planke festzuhalten.« Er kicherte plötzlich. »Klingt wie ein Roman, wie? Ist aber keiner. Die Planke hat mich gerettet und das Schicksal, es trieb mich an diesen Teil der Küste. Vielleicht hatten die Wellen was gutzumachen, denn sie spülten mich an Land. Ist das nicht schön, Süße?«

»Ja, da können Sie froh sein.«

»Okay, Mädchen. Ich lag also hier, ich war groggy, down, erschöpft, ich war fast soweit, daß ich nicht mehr wollte. Dann hörte ich etwas. Ein dumpfes Klopfen im Sand. Ich hob den Kopf, ich bewegte mich, und plötzlich sah ich das Pferd.«

»Sturmwind hat sich vor Ihnen erschreckt.«

»Ich auch, zum Henker!«

»Tut mir leid, Mister.«

»Scheiße, Süße. Weshalb bist du mir nicht ausgewichen? Du hättest vorbeireiten können.«

Melu richtete sich auf und stützte sich mit gespreizten Händen am Boden ab. »Das war nicht möglich, Mister.«

»Weshalb denn nicht?«

»Schauen Sie mir ins Gesicht.« Sie drehte den Kopf so, wie sie ihn glaubte, drehen zu müssen.

Der Mann vor ihr ging in die Knie. Sie hörte es aus seinen Bewegungen heraus.

»Ach nein, du bist ja blind!« stieß er hervor. »Verdammt, du kannst nichts sehen, wie?« Er wedelte mit der Hand vor ihren Augen, ohne daß Melu eine Reaktion zeigte.

»Ja, ich bin blind.«

»Hm.« Der Fremde überlegte. »Wie heißt du denn?«

»Melusine de Lacre.«

»Wie?« Dann lachte er. »Was ist das denn für ein komischer Name,

Süße.«

»Man sagt Melu zu mir.«

»Ist auch besser.« Er nickte, und sein Gesicht hatte dabei einen angespannten Ausdruck angenommen. »Hör mal, Melu, willst du meinen Namen auch wissen?«

»Gern.«

»Ich bin Brian Fuller.«

»Hi, Brian.«

Fuller rieb seine Hände und grinste breit. Diese Reaktion gefiel ihm, bewies sie ihm doch, daß Melu seinen Namen noch nie gehört hatte. Er war für sie ein unbeschriebenes Blatt. Der Zufall hatte ihm eine Chance gegeben, die er beim Schopf fassen mußte. »Hör mal, Melu«, sagte er und kniete sich vor sie. »Reitest du immer hierher?«

»Jeden Tag.«

»Dann wohnst du auch in der Nähe?«

»Nicht weit von hier. Zwei Meilen ungefähr.«

»Mit deinen Eltern oder...?«

»Nein, ich lebe allein.«

Das Gesicht des Mannes vereiste. Er sah aus, als hätte ihm jemand etwas Unglaubliches berichtet. Das konnte doch nicht wahr sein. Ein junges Mädchen ganz allein in einem einsam stehenden Strandhaus.

So etwas gab es nur im Film.

»Was haben Sie, Brian?«

»Hä – eigentlich gar nichts, nein, überhaupt nichts. Ich mache mir nur Sorgen.«

»Weswegen?«

»Deinetwegen.«

»Das brauchen Sie nicht. Mir ist ja nichts passiert. Der Rücken tut mir etwas weh, mehr ist nicht geschehen. Wirklich, Sie brauchen sich keine Vorwürfe zu machen.«

»Na ja, ich habe Ihren Gaul erschreckt.«

»Er wird zurückkommen.«

»Wann?«

Melu hob die Schultern und strich ihr Haar zurück, das der Wind nach vorn geweht hatte. »Ich kann es Ihnen nicht sagen, aber er läßt mich nicht im Stich.«

Fuller überlegte. »Darauf würde ich mich nicht verlassen. Ich habe zwar nur zwei Beine, doch ich kann denken.«

»Was denken Sie denn?«

Er nieste. »Daß ich mir in meinen nassen Klamotten noch den Tod holen werde, wenn ich hier noch länger hocke. Wie wäre es denn, wenn wir gemeinsam den Weg zurückgehen und ich mich bei Ihnen etwas aufwärme. Ich muß auch noch ein Telefongespräch führen.«

Melu überlegte. »Es ist meine Pflicht, Ihnen zu helfen. Sie brauchen

trockene Kleidung, sonst holen Sie sich wirklich noch eine Lungenentzündung.«

»Das meine ich auch.«

»Dann sollten wir keine Zeit mehr verstreichen lassen, Brian.« Sie streckte dem Mann ihren rechten Arm entgegen. »Wenn Sie mir hochhelfen würden, bitte?«

»Aber immer doch.« Brian ergriff ihre Hand und zog sie auf die Beine. Sein stoppelbärtiges Gesicht, das bisher von der Erschöpfung gezeichnet gewesen war, hatte einen anderen Ausdruck bekommen.

Auf ihm schien die Sonne aufgegangen zu sein, denn es zeigte ein Strahlen wie lange nicht mehr.

Sie stand vor ihm. Sekunden vergingen. Zum erstenmal bekam Fuller Gelegenheit, sich seine neue Bekanntschaft aus der Nähe anzuschauen. Langes, schwarzes Haar, ein schmales Gesicht, ein voller Mund, auch eine hübsche Nase, doch was ihre Figur anging, so konnte er nichts sehen. Die war unter der dicken Winterkleidung versteckt.

»Darf ich dir meinen Arm reichen?«

»Gern.« Melu schob ihre Hand in die Armbeuge des Ausbrechers, der es nicht fassen konnte, daß ihm das Schicksal einen derart positiven Streich gespielt hatte.

Er hatte in der Nacht schon mit dem Leben abgeschlossen gehabt.

Immer wieder erinnerte er sich an die mörderische Wasserhölle, die zuerst mit ihm gespielt hatte und später über ihm zusammengebrochen war. Als Vernichter und Zerstörer. Sie hatte alles zertrümmert, aber er war ihr entkommen.

Manchmal konnte das Leben wunderbar sein. Fuller mußte einfach mit seinen Gefühlen heraus. Er lachte einmal, noch einmal, viel lauter, an seine Taten dachte er nicht.

»Was hast du?« fragte Melu leise.

»Ich freue mich eben über diesen herrlichen Tag.«

Das Mädchen nickte. »Ja, ich mag es auch, wenn die Sonne scheint. Selbst im Winter ist sie wunderschön. Ich mag ebenfalls das Lachen der Menschen, wenn sie glücklich sind. Bist du in diesen Augenblicken richtig glücklich?«

»Das kann man wohl sagen.«

»Ich gönne es dir. Selbst ich erlebe mehr glückliche als depressive Stunden.«

»Da kann man dich nur bewundern. Wenn ich blind wäre, würde ich mir vorkommen wie in einem gewaltigen Gefängnis, weißt du. In einem Zuchthaus ohne Mauern, gefangen in der Dunkelheit. Ich... ich würde umherrennen und mich irgendwann umbringen.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Nein, das darfst du nicht so sehen, Brian.« Sie war ebenfalls zum Du

übergangen. »Es ist ganz anders, wenn man als Blinder lebt. Du siehst die Welt trotzdem, nur eben nicht mit deinen eigenen Augen. Sie ist um dich herum, sie hat sich ja nicht verändert. Auch als Blinder kannst du sie erfahren und durchforschen, du darfst dich eben nicht nur auf deine Augen verlassen.«

Er hob die Schultern. »Da kann ich nicht mitreden, Lady, wirklich nicht.«

»Ich bewege mich wie ein normaler Mensch durch mein Haus. Ich weiß, wo alles steht. Ich gehe auch in das Gewölbe.«

»Gewölbe?« Er blieb stehen.

Auch Melu stoppte. »Ja«, erwiderte sie, den Kopf in den Nacken legend. »So nenne ich unseren großen Keller. Es ist ein richtiges Gewölbe, hineingeschlagen in den harten Fels der Klippen.«

»Wie du meinst.«

Sie gingen weiter. In den nächsten Minuten von ihrem Schweigen begleitet, und Fuller bekam die Chance, sich umzuschauen.

Dieses Stück Küste war nicht so steil wie am Gefängnis. Die Hänge fielen sanft zum Meer hin ab; sie waren leicht zu durchwandern.

Weiter hinten führte eine schmale Straße vorbei. Hin und wieder war das Geräusch der fahrenden Autos zu hören. Mächtige, aber krumm gewachsene Laubbäume schirmten die Straße ab. Manche von ihnen sahen aus wie Kunstwerke, die sich im Laufe der Jahrhunderte dem Wechselspiel der Natur entgegengestellt hatten.

Reiseführer bezeichneten diesen Teil als wildromantisch. Ein Dorado für Wanderer und Naturliebhaber, denn die Waldflächen lagen oft dicht zusammen. Dörfer gab es kaum, mehr einsam stehende Häuser, früher als Landsitze benutzt.

»Wie weit müssen wir noch gehen?« fragte Fuller.

Melu hob die Schultern. »Wenn du auf der rechten Seite ein weißes Haus siehst, sind wir da.«

»Weiß?«

»Ja, aus Holz gebaut. Ich habe es so in Erinnerung. Wahrscheinlich ist es jetzt ausgebleicht worden.«

»Kann sein. Und du lebst dort wirklich allein?«

»Hm...«

Brian Fuller konnte es nicht glauben. Er stellte keine weiteren Fragen mehr, behielt aber seine Vorsicht bei, denn er wußte genau, daß man ihn suchen würde.

Auf dem Wasser hatte er bisher kein Küstenboot entdecken können. Vielleicht suchten die Bullen ganz woanders. Wenn er sich bei der Kleinen verstecken konnte, war schon eines erreicht. Sie hatte Telefon, er konnte verschiedene Personen anrufen, besonders Lorraine würde sich wundern, wenn er mit ihr sprach. Er hatte ihr versprochen, sich zu melden. Wahrscheinlich dachte sie auch daran, daß er die Flucht

nicht überstanden hatte, bei dem Orkan kein Wunder, aber da irrte sie sich. Einige Typen sollten sich irren, denn er war wieder da, und es standen einige Rechnungen verdammt weit offen.

Die Birken hatten ihr Laub verloren. Durch die Lücken der Zweige schaute er nach rechts. Dort schimmerte tatsächlich wie bleiches Knochengebein die Fassade eines Hauses. Es war an den Hang gebaut worden. Um hochzukommen, mußten beide eine breite Steintreppe benutzen, die in den Hang hineingeschlagen worden war.

»Ich sehe das Haus«, sagte Fuller und ging langsamer.

»Auch die Treppe?«

»Ja.«

»Da müssen wir dann hoch. Wir werden das Haus an der Seite betreten, es ist der offizielle Eingang.«

»Zu groß ist es dir nicht?«

»Nein, ich fühle mich dort wohl. Ich lebe einfach, aber ich bin frei, Brian.«

»Das glaube ich dir. Wie sieht es denn mit Freunden aus? Bekommst du oft Besuch?«

»Manchmal schon. Im Sommer mehr als im Winter. Viele meiner Bekannten besitzen noch Wohnungen in den Städten, in die sie sich zurückziehen. Sie sind am Wochenende öfter in den Häusern.«

»Kann ich mir denken.«

Ein Tor gab es nicht. Sie konnten direkt vom Strand aus die Treppe betreten, und Brian Fuller führte das blinde Mädchen behutsam die Stufen hoch, was eigentlich nicht nötig war, denn Melu bewegte sich so sicher wie eine Sehende.

Die Treppe endete in einem Garten, der winterliche Farben zeigte.

Nichts blühte mehr, er war in einen sehr tiefen Schlaf gefallen. Die Gewächse boten einen traurigen Anblick.

Der Sturm der vergangenen Nacht hatte auch an der Küste seine Spuren hinterlassen. Er war wie ein böses Tier über die Natur hergefallen und hatte wütend an den Bäumen gerüttelt, wobei es nicht allen Zweigen gelungen war, seiner Kraft standzuhalten. Viele waren abgerissen worden und verteilten sich auf dem Boden.

Brian Fuller führte die Blinde um die Hindernisse herum und zur rechten Seite des Hauses, wo sich der Eingang befand.

Die Holztür war stabil gebaut worden. Vor ihr befand sich noch ein Windfang aus ebenfalls dicken Holzbohlen. Verschlossen war der Eingang nicht, was Fuller wunderte. »Läßt du die Haustür immer offen?«

»Ja.« Melu drehte sich ihm zu. »Hier stiehlt niemand etwas. Ich kenne die Menschen doch.«

»Mich auch?«

»Nein.«

»Dennoch vertraust du mir?«

Ein flüchtiges Lächeln huschte über die Lippen des Mädchens.

»Ich stehe den Menschen eben positiv gegenüber. Das ist es, was ich meine. Bisher bin ich damit gut gefahren.«

»So macht jeder seine Erfahrungen.«

»Siehst du es anders?«

»Manchmal, Lady.« Fuller drückte ihr die Tür auf, aber Melu betrat das Haus noch nicht. Sie drehte sich herum und horchte in Richtung Wasser.

»Was ist denn?«

Gespreizte Finger schaufelten das Haar zurück. »Sturmwind kehrt zurück«, erklärte sie.

»Das kannst du hören?«

»Ja, meine anderen Sinne sind sehr geschärft worden. Die Natur findet immer wieder einen Ausgleich.«

»Das merke ich mittlerweile auch.« Erst jetzt vernahm Fuller den klopfenden Hufschlag und sah dann den Körper des Hengstes am Strand erscheinen.

Im Haus schaute sich Fuller sofort um. Sein altes Mißtrauen überfiel ihn schlagartig. Die rechte Hand lag auf dem Griff des Mordmessers, aber er hörte kein verdächtiges Geräusch. Melu hatte ihn verlassen und war in einem Flur verschwunden, während Brian im großzügigen Wohnraum stand, wo er den gemauerten Kamin sah, die schweren Möbel davor, die Regale und Anrichten.

Alles wirkte so kräftig, als sollte es für Jahrhunderte bestehen.

»Wo bist du?« rief er.

»In der Küche.«

»Okay, was tust du dort?«

»Ich koche uns zunächst einen Kaffee. Wenn du willst, kannst du dich schon ausziehen.«

Fuller lachte. Hätte ihm das eine andere gesagt, er wäre aus seinen Kleidern geflogen, aber eine Blinde...?

»Und dann?«

»Gehst du am besten heiß duschen. Oder soll ich dir einen Grog zubereiten?«

»Am besten beides.«

»Wenn du kommst, kannst du den Grog schon trinken. Das Wasser ist bereits heiß.«

»Okay.« Fuller suchte den Weg in die Küche. Die Tür stand offen.

Der Küchenraum selbst lag auf der linken Seite des schmalen Flurs.

Sie war modern eingerichtet. Wie eine Sehende stand das Mädchen am Herd und hantierte dort. Das Wasser war tatsächlich heiß geworden. Dampf Schwaden quollen aus dem Kessel, ein leises Pfeifen ertönte, als der Druck das Ventil öffnete.

Melu hatte ihre Jacke ausgezogen. Jetzt trug sie einen grasgrünen Pullover mit Rollkragen als Oberteil. Als sie nach dem Kessel griff, war ihr Fuller behilflich. »Warte, ich gieße mir selbst ein.«

»Gut.«

Er vermischte Wasser mit Rum, zwei Drittel Rum, ein Drittel Wasser. Dann nahm er noch ein Stück Kandiszucker aus der bunten Dose.

Melusine de Lacre war zurückgegangen und lehnte am Herd. Sie schaute ihn aus ihren blassen, grauen Augen an, die so tot wie Fischhaut wirkten, ohne ihn sehen zu können.

Der Ausbrecher trank die ersten Schlucke, verbrannte sich die Lippen und fluchte dabei.

»Zu heiß?«

»Etwas.«

»Laß ihn abkühlen.«

»Das mache ich auch.« Fuller stellte das Glas zur Seite. »Hast du Zigaretten?«

»Ja, im Wohnraum. Auf dem Tisch steht ein Holzkästchen. Dort müssen welche sein.«

»Okay.« Er verließ den Raum und hörte, wie Melu ihm folgte. Dabei überlegte Fuller, wie es weitergehen sollte. Er mußte unbedingt telefonieren, aber er wollte nichts übers Knie brechen und zunächst einmal abwarten.

Die Zigaretten lagen tatsächlich im Kasten. Feuer fand er ebenfalls, riß die Banderole ab und klemmte sich das Stäbchen zwischen die Lippen. Rauchend drehte er sich um.

Melu stand in der offenen Tür, eine Hand gegen den Rahmen gestützt. Sie schaute genau in die Sonne, die schräg durch das große Fenster fiel und ihr Gesicht in einem blassen Glanz erstrahlen ließ.

Der Knast hatte Fuller auch sensibel gemacht. Die Kleine hatte etwas auf dem Herzen, das spürte er. »Ist was los mit dir?« fragte er schleppend langsam.

»Ja...«, dehnte sie.

»Und was, bitte?«

»Ich möchte mich bei dir entschuldigen, denn ich habe dir vorhin nicht die ganze Wahrheit gesagt.«

Sofort sprang ihn das Mißtrauen an. »Was ist denn noch?« fragte er leise.

Melu leckte über ihre Lippen. »Es ist schwer zu erklären, Brian, glaube mir.«

»Versuche es trotzdem.«

»Also gut. Ich bin zwar allein im Haus, aber ich bin es trotzdem nicht, wenn du verstehst.«

»Nein.«

»Meine Eltern sind noch hier.«

Eine kleine Pause entstand. Der Ausbrecher duckte sich zusammen.
»Was hast du da gesagt? Deine Eltern sind noch hier?«

»Ja.«

»Wo denn?«

»Unten, Brian. Ich... ich habe doch von dem Gewölbe gesprochen, weißt du noch?«

»Sicher.«

»Da sind sie. Aber sie leben nicht mehr. Sie liegen dort als Tote...«

Kennen Sie den Begriff Jetlag?

Ich kannte ihn, hatte mal davon gelesen und mich des öfteren amüsiert, wenn gestreßte oder angeblich gestreßte Personen sich über den Jetlag beschwerten, diese nicht richtig faßbare Krankheit, die nach langen Flügen auftritt, bei denen Zeitzonen überschritten werden.

Früher hatte man gesagt, man ist etwas von der Rolle, man fühlt sich kaputt und so weiter. In der heutigen Zeit hatte man den Begriff Jetlag gefunden.

Also quälte mich der Jetlag, denn die Reise aus der tiefsten Mongolei zurück nach England saß mir doch in den Knochen und hatte mich ziemlich mitgenommen.

Mir fehlte es an Schlaf, ich war nicht ins Büro gegangen und hatte nur mit Sir James telefoniert und ihm erklärt, daß die Gefahr der Killer-Blasen zunächst einmal aus der Welt geschaffen worden und auch mit Boris Belzik nicht mehr zu rechnen war. [\[1\]](#)

Dieses letzte Abenteuer, das wir in Rußland und der Mongolei erlebt hatten war schlimm gewesen. Es hatte uns alles abgefordert und wäre fast schiefgelaufen.

Viel Glück hatte auch unser russischer Freund Wladimir Golenkow gehabt. Er war von einer Kugel getroffen worden und lag noch in einem Krankenhaus, wo er auf seine endgültige Genesung wartete. Ich hatte ihn vom Ausgang des Falls unterrichtet und durch die Leitung sein zufriedenes Aufstöhnen gehört.

Etwas Neues lag nicht an. Suko und ich wollten einige Tage ausspannen, aber ich hockte statt dessen in einem kleinen Café und rührte die braune Brühe um, ohne daß ich Zucker hineingetan hätte.

Ich wartete auf jemand, auf eine blonde Frau, die einmal eine Hexe gewesen war – Jane Collins.

Pünktlich um zehn Uhr morgens wollte sie erscheinen, jetzt war die Zeit bereits um fünf Minuten überschritten, und ich saß noch immer allein am Tisch.

Der Laden war zur Hälfte besucht. Ein ziemlich enger Schlauch, was nicht weiter störte, weil ihn die Glaswände größer erscheinen ließen,

als er tatsächlich war.

Ich probierte das braune Wasser, fand es einigermaßen passabel, bekam auf einmal Hunger und bestellte ein mit geräuchertem Schinken gefülltes Croissant.

Es schmeckte mir gut. Nach dem dritten Bissen erschien Jane Collins wie ein Sturmwind.

Offenstehender Kamelhaarmantel, lässig um den Hals geschlungenes Tuch, das auch die Schultern bedeckte, eine pinkfarbene Hose, dazu den senfgelben weichen Kaschmirpullover. Das blonde Haar locker frisiert, so daß es aussah wie gewachsen. Bewußt ließ sie ein paar Fransen in ihre Stirn hinabhängen.

»Schmeckt's?« fragte sie und schlüpfte schon aus dem Mantel, der seinen Platz am Garderobenständer fand.

Ich nickte, kaute und wischte mir gleichzeitig Krümel von den Lippen. Dann legte ich die Papierserviette zur Seite. »Sehr gut sogar. Wärst du eine Minute später gekommen, hätte ich schon verdaut.«

Sie hob die Augenbrauen. »So rasch geht das?«

»Klar doch.«

Der Kellner kam. Jane bestellte Kaffee, ich ebenfalls eine Tasse und schaute auf die zusammengefaltete Illustrierte, die zwischen uns beiden auf dem Tisch lag.

»Lange nicht gesehen, John.«

»Stimmt.«

»Du siehst schlecht aus.«

Ich hob die Schultern. »Was soll ich machen? Das Leben hinterläßt eben seine Spuren.«

»Ja, ja, so ist das, mein Lieber. Davon einmal abgesehen, bist du krank?«

Ich bewegte meine Augenbrauen. »Jetlag«, flüsterte ich.

»Nein – nicht auch du!«

»Weshalb nicht? Man ist nicht en vogue, wenn man heutzutage keinen Jetlag hat.«

Jane nickte. »Ich hörte ja, wo ihr euch herumgetrieben habt. Der Flug steckt dir noch in den Knochen.«

»Das stimmt.«

»Kann ich verstehen.« Sie drückte ihren Oberkörper ein wenig zur Seite, als der Kellner den Kaffee für sie und mich abstellte. Dabei fraß er Jane mit seinen Blicken auf. Am liebsten hätte ich ihm zwei Salatblätter auf die Glotzer geklebt.

Als er verschwunden war und Jane den ersten Schluck getrunken hatte, stellte ich die Frage. »Du wolltest mich also mal sehen, meine Liebe. Oder nicht?«

»So ist es.«

»Schön, hier bin ich. Was machen wir mit dem Tag. Das Wetter ist

mitteltrübe. Wir könnten in ein Museum gehen oder ins Kino...«

Sie verzog den Mund. »Mehr fällt dir dazu nicht ein, Mr. Geisterjäger?«

Ich grinste schon widerlich schief. »Natürlich gäbe es da noch andere Dinge...« Meine Hand faßte nach der ihren, aber sie zog die Finger wieder zurück.

»Erst die Arbeit, dann das Vergnügen.«

Ich ließ mich zurückfallen und breitete die Arme aus. »Nein, Jane, sag nicht so etwas. Ich habe von offizieller Stelle die Erlaubnis bekommen, einige Tage entspannen zu können. Jetzt kommst du mir ausgerechnet dazwischen.«

»Das ist nun mal so.«

»All right, um was geht es. Hat sich der Ghostbusters-Schleim vielleicht nach London auf den Weg gemacht? Muß ich in die Unterwelt steigen und gegen ihn kämpfen?«

»Nichts dergleichen.«

»Dann bin ich ja zufrieden, der läßt sich nämlich so schlecht abdschen, habe ich mir sagen lassen.«

»Es geht um andere Dinge.«

»Um welche?«

Jane klappte die Illustrierte auf. Sie gehörte zu den Zeitschriften mit einer hohen Auflage, und Jane hatte die entsprechende Seite bereits markiert. »Du solltest mal diese Annonce lesen, mein Lieber. Ich glaube, daß du damit gemeint bist. Der Meinung ist übrigens auch Sarah Goldwyn, und die hat ja einen besonderen Riecher.«

Die Anzeige war von einem Rotstift umrandet worden. Ich brauchte erst gar nicht zu suchen. Halblaut las ich vor.

»Gesucht wird John Sinclair. Nur er kann mir helfen. Nicht irgendein Sinclair, denn dieser, den ich suche, der muß etwas Besonderes haben. Er muß andere Welten verstehen können. Wenn er die Anzeige liest, möge er sich bitte so rasch wie möglich unter folgender Chiffrenummer melden...«

Ich ließ das Blatt sinken. »Was soll das?« Meine Stimme klang leicht unwillig.

Janes Fingernagel wies wie eine Speerspitze auf meine Brust. »Damit bist du gemeint, John.«

»Woher willst du das denn wissen?«

»Das geht aus dem Text hervor.«

Ich runzelte die Stirn. »Hör auf, wetten möchte ich darauf nicht. Auch wenn du mal wieder mit der Horror-Oma einer Meinung bist. Das kann irgend jemand sein.«

»Glaube ich nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Er muß andere Welten verstehen können, heißt es da. Ich würde

diese Umschreibung auch anders akzeptieren. Nicht andere Welten, dafür andere Dimensionen.«

Mit beiden Händen winkte ich ab. »Jane, das ist zu weit hergeholt, glaub mir.«

»Willst du nicht nachforschen?«

Mit der Antwort ließ ich mir Zeit und trank zunächst einen Schluck von der braunen Brühe. »Sagen wir so, Jane. Ich habe keine allzu große Lust, wenn du verstehst.«

»Verstehe ich nicht.«

»Da erlaubt sich jemand einen Scherz.«

»Das kannst du ja herausfinden, wenn du mit der unbekannten Person gesprochen hast.«

»Wie denn?«

Jane wurde leicht ärgerlich. »Du in deinem Job kannst doch die Chiffrenummer knacken.«

»Schon...«

»Keinen Bock?«

»So ungefähr.«

»Der Geisterjäger wird müde.« Sie nickte. »Ja, ja, so habe ich mir das gedacht.«

»Nein, ich will nur nicht irgendwo ins Leere greifen und den Hund in der Pfanne verrückt machen. Das ist es, was ich meine.«

Sie schloß ein Auge. »Möglicherweise ist der Hund bereits verrückt geworden.«

»Wie meinst du das?«

»Ich glaube nicht, daß jemand grundlos eine derartige Anzeige aufsetzt. John, da steckt mehr dahinter.«

Jane Collins konnte manchmal so schrecklich überzeugend sein, auch wenn sie nicht viel sagte. In diesem speziellen Fall war es auch so. Sie strömte eine Sicherheit aus, die mich nur mit dem Kopf schütteln ließ. »Ich kann es einfach nicht...«

Die Detektivin ließ mich nicht ausreden. »Dann wende ich mich an Suko oder an Bill Conolly. Die Anzeige ist für dich, John, glaub es mir. Da kannst du sagen, was du willst.«

»Wer sagt es?«

»Mein Gefühl.«

»Das kann sich irren.«

»Stimmt – muß aber nicht.«

Ich kannte Jane lange genug, um zu wissen, daß es keinen Sinn hatte, dagegen zu sprechen. So wurde ich sie bestimmt nicht los.

Was sie sich in den Kopf gesetzt hatte, führte sie auch bis zum bitteren Ende durch. Basta.

»Hast du dich entschieden, John?«

»Klar.«

»Wozu?«

»Ich trinke meinen Kaffee, übernehme die Rechnung, verlasse das Lokal...«

Ihr Gesicht verschloß sich immer mehr, weil sie sich auf den Arm genommen fühlte. »Dann werde ich mit dir zusammen die Redaktion aufsuchen und versuchen herauszufinden, ob ich tatsächlich damit gemeint bin.«

»Bravo.«

»Zufrieden?«

»Mehr als das.«

Ich winkte den glotzenden Kellner herbei, beglich die Rechnung und gab kein Trinkgeld. Dafür hatte er sich an Janes Anblick reichlich weiden können.

»Der Verlag sitzt in London«, klärte Jane mich auf. »Nicht weit von der Fleet Street entfernt.«

»Wie schön.«

»Bist du mit dem Wagen da?«

Ich half ihr in den Mantel. »Leider.«

Das traf zu, denn wir brauchten für die Strecke fast doppelt so lange wie bei leeren Straßen. Natürlich fanden wir auch am Verlagsgebäude keinen Parkplatz und stellten ihn dort ab, wo es nicht gestattet war, was einem Bobby nicht gefiel. Nur kam er nicht in den Genuß, mir einen Strafzettel zu verpassen, denn mein Ausweis sorgte für eine gewisse Freiheit.

»Bleiben Sie denn lange, Sir?«

»Bestimmt nicht.«

Wir betraten den Bau und erkundigten uns am Empfang – wo die Telefone nicht stillstanden – nach der Anzeigenabteilung, die im Erdgeschoß untergebracht war.

Dort schaute man uns groß an. Das im wahrsten Sinne des Wortes, denn die Gläser der Brille vergrößerten die Augen des jungen Mannes im braunen Anzug.

»Sie wollen die Chiffreanzeigen sehen?«

»Ja, weil ich gemeint bin.«

Er ließ sich meinen Ausweis zeigen und bekam einen roten Kopf, als er sah, von welcher Firma ich kam.

»Ach – vom Yard?«

Ich bekam den Ausweis zurück, der Knabe erhob sich und schaute in irgendeinem der hinteren Räume nach, ob sich noch andere Personen auf die Anzeige hin gemeldet hatten.

Nichts war geschehen.

»Dann dürfte ich vielleicht den Namen der Inserentin erfahren?« erkundigte ich mich höflich.

»Wenn wir ihn haben.«

»Wieso nicht?« fragte Jane.

»Manchmal ist alles anonym.«

»Schauen Sie mal nach.«

»Moment.« Er verschwand, kehrte zurück und strahlte dabei. Für mich ein Beweis, daß er tatsächlich fündig geworden war und uns dies auch erklärte.

»Sie haben Glück, wir kennen den Namen der Inserentin. Es ist eine gewisse Melusine de Lacre.«

»Wie bitte?«

Er wiederholte den Namen, den ich mir aufschrieb, und fügte zudem die Anschrift hinzu. »Sonst kann ich Ihnen leider nicht behilflich sein«, erklärte er.

»Das reicht auch.«

Wir bedankten uns, betraten einen kleinen Nebenraum, wo wir Ruhe hatten, und setzten uns auf eine Bank. Jane platzte endlich mit ihrer Frage heraus. »Woher kennst du sie?«

»Überhaupt nicht.«

»Was will sie dann von dir?«

»Keine Ahnung, ob ich gemeint bin. Aber ich werde zu ihr fahren. Es ist nicht allzu weit. Das kann ich heute noch hinter mich bringen. Ich sage dir dann Bescheid.«

Jane schaute auf die Anschrift. »Das ist eine ziemlich einsame Kante«, murmelte sie. »Genau in der Mitte zwischen Dover und Hastings. Ich kenne die Gegend. Dörfer wirst du da kaum finden.«

»Es ist auch nur ein Haus angegeben.«

»Stimmt.« Sie ballte die rechte Hand zur Faust. »Mist, ich wäre gern mitgefahren.«

»Warum tust du es nicht?«

»Weil ich mit Lady Sarah noch etwas besorgen muß. Das habe ich ihr versprochen.«

Mein Grinsen wurde breit. »Dann könnte ich ja Glenda Perkins mitnehmen.«

»Ha – reicht dir eine Frau nicht?«

»Wieso?«

»Diese Melusine de... de ...«

»Lacre.«

»Eben.«

Ich stand auf. »Wer weiß, was das für eine Tante ist. Ich werde dich auf dem laufenden halten, keine Sorge.« Mein Blick fiel auf die Uhr. »Eigentlich würde ich gern fahren.«

»Ich hindere dich nicht.«

Draußen trennten wir uns. Ich hauchte Jane zwei Küsse auf die Wangen, sie gab mir einen auf den Mund. »Daraus müßte mal wieder mehr werden«, sagte sie und ging.

Dagegen hatte ich nichts einzuwenden.

Vom Rover aus telefonierte ich mit Sir James, der ziemlich erstaunt über das war, was er erfahren hatte.

»Sie wollen tatsächlich dorthin?«

»Ja, es ist besser. Vielleicht braucht diese Person mit dem ungewöhnlichen Namen tatsächlich meine Hilfe.«

»Dann machen Sie mal. Sie melden sich wieder – okay?«

»Alles klar, Sir.« Ich unterbrach die Verbindung und startete. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch nicht gewußt, was für eine Lawine da auf mich zurollen würde.

Eine Lawine, die alles in den Abgrund reißen konnte...

Brian Fuller stand auf dem Fleck, sagte nichts, spürte aber den Eisschauer auf seinem Nacken. Er zwinkerte und schaute in das Gesicht mit den blicklosen Augen. »Hör mal, Mädchen«, flüsterte er nach einer Weile. »Kann es sein, daß ich mich verhöhrt habe?«

»Nein.«

»Deine Eltern sind also hier – als... als Tote?«

»Ja.«

»O Scheiße.« Er wischte über sein Gesicht und auch über den Nacken. Danach fiel ihm nichts mehr ein. Die Zigarette verqualmte zwischen den Fingern, und er schrak zusammen, als die Glut einen schmerzhaften Stich auf der Haut hinterließ.

»Bist du jetzt sauer, daß ich dir nicht die reine Wahrheit gesagt habe?« fragte Melu mit leiser Stimme.

»Quatsch.« Er winkte ab und schaute der Kippe im Aschenbecher zu. Dann schluckte er. »Wie lange, hast du gesagt, sind sie schon tot?«

»Fast zwei Jahre.«

Brian Fullers Gesicht verlor an Farbe. »Und sie liegen unten in dem Gewölbe?«

»So ist es.«

»Dann sind sie bestimmt verwest«, stotterte er. »Das kann ich mir jedenfalls vorstellen.«

»Man muß davon ausgehen, obwohl sie in Särgen liegen.«

»Nein, nein, das darf doch nicht wahr sein!« ächzte er und schlug die Arme auf und nieder. »Das ist der nackte Irrsinn. Wie kann man nur zwei Tote im Keller halten? Das ist technisch nicht möglich. Deine Eltern müssen doch begraben worden sein, wenn sie gestorben sind. Ein Begräbnis bekommt selbst der letzte Knast... ähm Penner.« Fast hätte er sich noch versprochen.

»Meine Eltern nicht.«

»Wie hast du das geschafft?«

»Es war nicht schwer. Ich habe einfach erklärt, daß sie auf dem Meer

gekentert sind. Das Boot schlug um, und meine Eltern haben sich nicht mehr retten können.«

»Das wurde akzeptiert?«

»Natürlich.«

Brian Fuller hämmerte mit der flachen Hand gegen seine Stirn. »Ist mir unbegreiflich. Ist mir wirklich unbegreiflich.« Dann starrte er das Mädchen an, obwohl es ihn nicht sehen konnte. »Oder willst du mir einen Bären aufbinden.«

»Ehrenwort, nein. Wir können ja in das Gewölbe gehen, da kannst du sie sehen.«

»Das hätte mir noch gefehlt. Nein, Süße, ich bin manchmal abergläubisch. Ich will die Toten ruhen lassen und dich so schnell wie möglich wieder verlassen. Dann kannst du mit den Leichen... was weiß ich nicht alles machen.«

»Aber andere Kleidung kann ich dir geben – oder?«

»Meinetwegen, wenn du was hast!«

»Ich weiß nicht, wie groß du bist. Vielleicht passen dir die Sachen meines Vaters.«

»Hol sie mal.« Er war nur froh, daß sie nicht seine Knastkleidung erkannt hatte. Überhaupt war ihnen kein Mensch begegnet. Als sie verschwunden war, ging er zum Telefon, hob den Hörer ab, grinste scharf und wählte Loraïnes Nummer.

Viermal tutete es durch, dann hob sie ab und hörte sich auf eine gewisse Art und Weise atemlos an.

»Ich bin's, Loraïne.«

»Ha.« Ihr Ruf klang kieksend. »Du hast es geschafft? Trotz des Orkans, der plötzlich tobte?«

»Ja, ich habe es gepackt. Bist du allein?«

»Klar doch, wer...?«

»Da läuft Musik.«

»Ich habe das Radio an.«

Brian war mißtrauisch. Loraïne half ihm nicht aus Liebe, das wußte er. Sie war scharf auf sein Geld und nebenbei noch ein geiles Luder. »Ich habe das Gefühl, daß du nicht allein bist, Süße. Schmeiß den anderen raus, aber fix. In zehn Minuten rufe ich noch einmal an, dann reden wir weiter.«

»Aber ich bin...«

Er legte auf, bevor sie den Satz beenden konnte, drehte sich um und erschrak fast, als er Melusine de Lacre im Zimmer stehen sah, Kleidungsstücke ihres Vaters über dem rechten angewinkelten Arm hängend. Hatte sie etwas gehört?

»So, hier sind die Sachen.« Sie sprach völlig normal und gab sich ganz natürlich.

»Danke.« Er nahm sie ihr ab.

»Ich würde an deiner Stelle vorher duschen. Das ist besser. Wenn du in den Flur gehst, findest du das Bad hinter der letzten Tür am Ende des Ganges. Seife und Handtücher...«

»Das mache ich später. Ich muß zuvor noch kurz telefonieren. Du kannst ruhig in die Küche gehen und dich um deinen Kaffee kümmern. Der steht noch aus.«

»Natürlich, sorry, wie konnte ich das nur vergessen?«

Sie drehte sich um. Fuller staunte sie an, denn sie bewegte sich wie ein Mensch, der sehen konnte. Das wollte ihm nicht in den Sinn, aber er mußte sich zunächst um andere Dinge kümmern.

Brian vergaß das Mädchen und auch seine Erzählungen. Er dachte an die nahe Zukunft, und die wiederum hing eng mit Lorraine Harper zusammen. Sie hatte einige Jahre an seiner Seite gehangen wie eine Klette. Damals war es ihm auch gutgegangen, da hatte er so manchen Laden allein ausgeraubt. Bei der fünften Bank hatten sie ihn fast erwischt. Soeben noch hatte er die Beute von achtzigtausend Pfund verstecken können, bevor die Bullen hereinschnitten.

Er hatte sich nicht gewehrt, denn er wollte nicht zu lange im Knast bleiben. Leider war es den Bullen gelungen, ihm die anderen vier Brüche ebenfalls nachzuweisen. Für fünfzehn Jahre hatten sie ihn hinter Gitter stecken wollen.

Fünfzehn lange, verfluchte Jahre.

Es war ein Schock gewesen, auch für Lorraine. Klar, daß sie nicht die Zeit über auf ihn warten würde, aber sie war scharf auf sein Geld. Im Knast hatte sie ihn oft nach dem Versteck gefragt, doch er hatte den Mund gehalten.

Kein Wort war über seine Lippen gedrungen. Nicht einmal einen vagen Hinweis hatte er dieser Frau gegeben, um ihre Gier nicht noch weiter anzufachen. Er hatte ihr versprochen, abzuhaufen. Wenn sie ihm half, war sie aus dem Schneider.

Nach drei Jahren war ihm die Flucht gelungen. Lorraine hatte mitgespielt. Von anderen Männern war bei Besuchen im Knast nie die Rede gewesen. Nur wußte Fuller genau, daß seine Lorraine nicht abstinent bleiben würde, dazu war sie einfach nicht der Typ, hätte er auch nicht verlangen können. Daß sie aber nach seiner Flucht mit einem Kerl zusammen war, ärgerte ihn schon, und er hatte beschlossen, ihr keinen Schein von der Beute abzugeben. Vielleicht bekam sie ein Grab in der Themse. Diesen »Lohn« hatte sie sich seiner Ansicht nach verdient.

Er schaute auf die Uhr. Es waren erst neun Minuten vergangen.

Auf die eine Minute kam es nicht mehr an. Als er wählte, hob sie sofort ab und war auch nicht mehr so atemlos.

»Ist er weg?«

»Wer?«

»Dein Liebhaber.«

»Hör auf, Mann. Sag lieber, was Sache ist.«

Fuller lachte, weil er sich plötzlich obenauf fühlte. »Also, Süße, ich kenne das Versteck.«

»Weiß ich.«

»Okay, du willst einen Teil der Mäuse abhaben. Sollst du auch, Süße, aber du mußt tun, was ich will.«

»Red schon!«

»Ich will, daß du herkommst.«

»Wohin?«

Er erklärte es Loraine, die hin und wieder aufschrie und ihm erklärte, daß sie das alles nicht behalten könnte und sich die Wegbeschreibung notieren müßte.

»Beeil dich.«

»Bist du denn nicht allein?«

»Nein.«

»Wer ist bei dir?«

»Die Person kennst du nicht, wirst sie aber noch sehen. Sie bedeutet keine Gefahr.« Er hatte bewußt neutral gesprochen.

»Wann soll ich denn fahren?« fragte sie nun ziemlich kleinlaut.

»Sofort, verdammt!« Fuller regte sich auf. Obwohl es bisher keinen Grund dafür gab, hatte er das Gefühl, immer mehr in die Enge getrieben zu werden. Irgendwo kam ihm Loraine nicht koscher vor.

Sie reagierte zu verhalten. »Hast du alles verstanden?« vergewisserte er sich noch einmal.

»Soweit ja.«

»Dann schwing dich in die Schleuder. Vor dem Dunkelwerden kannst du hier sein.«

Sie hatte noch eine Frage. »Wann holen wir das Geld?«

Fuller lachte nur und legte auf. – Geldgieriges Luder, dachte er.

Du geldgierige Hure. Dir werde ich es zeigen, verdammt. Er ballte seine Hände zu Fäusten und hörte die Stimme des Mädchens.

»Jetzt kannst du duschen.«

»Klar, danke.« Er drehte sich um. Sie hatte ihm den Weg freigemacht. Bevor er Melu passierte, blieb er kurz stehen und streichelte ihre Wange. »Du bist sehr nett, Süße.«

»O danke.« Sie errötete leicht. »Meine Eltern haben mir beigebracht, daß man Menschen, die sich in Not befinden, auch helfen muß. Davon gehe ich eben aus.«

»So sind nicht alle.«

»Das weiß ich leider.«

Brian Fuller fand das Bad auf Anhieb. Wie alles im Haus war auch dieser Raum ziemlich geräumig. Das Fenster kippte er. Dann zog er sich aus. Die neue, alte Kleidung lag über dem Wannenrand. Er nahm

sie kurz hoch, prüfte sie und nickte zufrieden. Ja, die würde einigermmaßen passen.

Die Duschkabine war ebenfalls geräumig. Das heiße Wasser tat ihm gut. Das war etwas ganz anderes als im Knast zu duschen mit mehreren gleichzeitig.

Er genoß es ausgiebig und freute sich sogar über die herrliche Seife, die angenehm herb roch. Allmählich verschwammen bei ihm auch die Erinnerungen der vergangenen Nacht; sie rückten in eine sehr weite, nebulöse Ferne. Dafür beschäftigte er sich mit den naheliegenden Problemen. Vor allen Dingen dachte er über seine letzte Beute nach. Daß sie jemand entwendet haben könnte, war für ihn nicht vorstellbar. Er hatte sie einfach zu gut versteckt.

Über zehn Minuten dauerte die Reinigung; er hatte sich gleich mehrere Male eingeseift, als müßte er sich den Schmutz von mehreren Jahren abwaschen.

Selbst über die Handtücher freute er sich, als er den Stoff auf seiner Haut spürte. Das war etwas anderes als der verlauste Filz im Knast. Sie glitten wie weiche Frauenhände über seine Haut.

Brian Fuller probierte die neue Kleidung. Früher hätte sie ihm wahrscheinlich gepaßt. Im Knast jedoch war er schmal geworden, er mußte den Gürtel eben enger ziehen.

Das Hemd, die Jacke, sogar einen Schal hatte das blinde Mädchen bereitgelegt, ein blaues Tuch, das er sich um den Hals band. Dann hob er seine alte Knastkleidung in die Höhe und schaute auf das Messer, das zuvor darunter verborgen gewesen war.

Seine einzige Waffe, die er streichelte, bevor er sie in den Hosenbund steckte, so schräg, daß er nicht in Gefahr lief, sich bei irgendwelchen Bewegungen zu verletzen.

Fuller dachte praktisch. Wer so einsam lebte wie das blinde Mädchen, mußte eigentlich Waffen im Haus haben. Fuller nahm sich vor, Melu danach zu fragen.

Mit diesem festen Gedanken öffnete er die Tür, schob sich aus dem Bad und wollte nach Melu rufen, als er ihre Stimme hörte und sofort stehenblieb.

Fuller war klar, daß sie keine Selbstgespräche führte. Da mußte etwas anderes dahinterstecken. Eine zweite Stimme vernahm er nicht.

Blieb nur die Möglichkeit, daß sie telefonierte.

Mit wem?

Hatte sie einen Verdacht bekommen? Telefonierte sie jetzt, um ihn zu verraten?

Über Fullers Rücken rann eine kalte Haut. Auf Zehenspitzen bewegte er sich auf den großen Wohnraum zu. Die Boden bestanden aus Steinfliesen. Unter seinen Schritten knarrte keine Holzdielen. So gelang es ihm, sich lautlos zu nähern.

Sein Gesicht war zu einer Maske gefroren. Er bewegte nur die rechte Hand. Wie von selbst legte sie sich auf den Griff des Messers.

Die Finger packten zu.

Sehr leise betrat er den Wohnraum. Fuller wußte, daß die Sinne des Mädchens geschärft waren, aber Melu machte nicht den Eindruck, als könnte sie ihn hören.

Sie drehte ihm das Profil zu, hatte eine Hand in ihr Haar geschoben und hielt mit der anderen den Hörer ans Ohr. Beim Zuhören nickte sie und gab schließlich eine auch für Brian Fuller sehr interessante Antwort. »Natürlich, Mr. Sinclair, ich erwarte Sie dann. Gut, bis später. Ja, der Weg ist genau beschrieben.«

Sie legte auf und atmete tief durch.

Fuller rührte sich nicht. Aber er hatte inzwischen das Messer gezogen; die Klinge zielte gegen Melu. Durch seinen Kopf schossen zahlreiche Gedanken, die sich um einen einzigen Begriff drehten – um Verrat.

Hatte sie ihn verraten? Wenn ja, an wen? Für ihn hatte es sich angehört, als hätte sie mit einem Fremden gesprochen, ihn jedoch in ihr Haus eingeladen.

Sehr nachdenklich sah sie aus, aber auch erleichtert. Das blinde Mädchen drehte sich um und »schaute« in Fullers Richtung. Er rührte sich nicht, trotzdem hatte sie ihn wahrgenommen.

»Ah, du bist gekommen, Brian.«

»Kannst du doch sehen?« platzte es aus ihm heraus.

»Nein, nur spüren. Ich kann dich spüren. Ich merke es, wenn jemand eine Ausstrahlung besitzt.«

»So ist das.«

»Ja, man lernt es im Laufe der Zeit, wenn man sich in einer Lage befindet wie ich.«

»Gut, meine Liebe.« Er ging auf sie zu. Ein entschlossener Gesichtsausdruck lag auf seinem Gesicht. Dicht vor ihr blieb er stehen und hob die rechte Hand.

Das Messer machte die Bewegung mit – und berührte Melus Hals.

Sie zuckte zusammen, weil es so kalt war.

»Okay, Süße, bleib ganz ruhig. Rühr dich nicht, zucke mit keiner Wimper. Was du an deinem hübschen Hals spürst, ist kalt. So kalt, wie es nur eine Messerklinge sein kann. Ich brauche sie nur um eine Idee zu drehen, dann kann ich dir die Kehle durchschneiden – verstanden?«

»Ja«, hauchte sie, bevor sich ein Schweißfilm auf ihrer Stirn bildete...

Der Ausbrecher ließ bewußt einige Sekunden verstreichen, bevor er sich wieder meldete. »Du hast mein Vertrauen ganz mißbraucht, Kleine. Während ich mich duschte, hast du telefoniert. Mit wem? An

wen hast du mich verraten?»

»Verraten?»

»Ja.«

»Aber ich habe dich nicht verraten. Wie sollte ich dich verraten können? Und weshalb?»

»Hast du mit den Bullen gesprochen?»

»Nein.«

»Mit wem dann?»

»Er heißt John Sinclair.«

»Okay. Und weiter?»

»Nichts weiter. Er wird zu uns kommen. Ich freue mich darüber, ich habe ihn lange gesucht.«

»Ach nein. Du hast ihn gesucht? Weshalb denn? Wer ist dieser John Sinclair? Rede, verdammt! Ich will mehr über ihn wissen. Mach den Mund auf, Süße!«

»Ich kenne ihn nicht. Ich habe ihn lange gesucht. Ich will ihn erst kennenlernen. Jetzt hat er sich gemeldet. Es ist alles wunderbar. Ich... ich freue mich auf ihn.«

»Okay, Süße, mal anders gefragt. Weshalb bist du so hinter dem Kerl her?»

»Er... er kann mir mein Augenlicht zurückgeben.«

Erst wollte Fuller lachen, dann sah er ein, daß jeder versuchte, seinem Schicksal zu entinnen. »Das ist also ein Arzt, dieser Sinclair. So eine Art Wunderdoktor – oder?»

»Auch nicht.«

Das Messer bewegte sich nicht von der Stelle. »Verdammt«, flüsterte Fuller dicht neben ihrem Ohr. »Sag mir endlich, wer oder was dieser Kerl nun ist.«

»Ich weiß es nicht. Er ist ein Mann, der mir helfen soll. Durch ihn werde ich den Weg in meine Heimat finden können. Durch ihn erlange ich mein Augenlicht wieder.«

»In deine Heimat?» Fuller wiederholte die Frage kichernd. »Das darf doch nicht wahr sein. Wo liegt deine Heimat? Im Norden, im Westen, in London oder an der Küste.«

»Nein, auf Avalon!«

Brian Fuller fühlte sich – gelinde ausgedrückt – überfordert. Er mußte sich einfach räuspern, bevor er scharf durch die Nase Luft holte. Das tat er beim Nachdenken. »Avalon«, wiederholte er. »Ich habe noch nie etwas von dieser Stadt gehört. Liegt sie bei uns in England?»

»Sie ist eine Insel.«

»Ach so.«

»Ja, die Insel der Äpfel, wie die freie keltische Übersetzung heißt. Die Insel im Nebel. Der Ort der Sehnsucht, die Insel, die den Tod

überwinden kann und die auch der sagenhafte König...«

Er ließ sie nicht ausreden. »Mädchen, erzähl doch keinen Unsinn. Das ist einfach nicht wahr. Du steigerst dich da in Dinge hinein, die es überhaupt nicht gibt.« Bei seinen Worten hatte er sich entspannt und nahm auch das Messer vom Hals der Blinden, die sichtbar aufatmete, als sie den Druck nicht mehr spürte.

»Nein, ich steigere mich da in nichts hinein. Ich weiß genau, daß es so richtig ist.«

»Ja, Märchen und Legenden. Mal eine andere Frage. Wie kommst du überhaupt auf dieses Avalon?«

»Es ist meine Heimat.«

»Ach ja? Bist du dort geboren?«

»Das nicht direkt, aber meine Eltern stammen von der Insel. Sie kommen aus Avalon. Sie sind Menschen dieser Insel. Sie wissen über alles Bescheid, von ihnen habe ich auch den Rat bekommen.«

»Die sind doch tot.«

»Stimmt.«

»Dann gaben sie dir den Rat vorher!«

Melu de Lacre ging in den Raum hinein, und der Ausbrecher ließ sie laufen. »Nein, Brian, sie sind zwar tot, aber ich kann trotzdem mit ihnen kommunizieren.«

»Mit... mit Leichen?«

»So ist es, Brian. Du weißt es vielleicht nicht, deshalb will ich es dir erklären. Nur der Körper stirbt, der Geist aber bleibt erhalten. Er kann nicht vergehen, er wird eindringen in den gewaltigen Kreislauf des Kosmos' und dort bleiben.«

Fuller stierte ins Leere. Die Waffe hatte er wieder verschwinden lassen und preßte eine Hand gegen seine Stirn, als könnte er die Worte der Blinden nicht begreifen. Er ließ sie reden, hörte aber nicht zu, denn er dachte an sein eigenes Schicksal und unterbrach sie mit einem hart klingenden Satz.

»Jetzt hör mir mal zu, Süße.«

Melu hatte sich in einen Sessel gesetzt und die Hände auf ihre Knie gelegt. Sie sah sehr zerbrechlich aus. Der kleine Sessel schien für sie einfach zu klein zu sein. »Bitte, sprich!«

»Ich bin gekentert. Ich will so schnell wie möglich weg. Ich habe keine Lust, noch einen Tag länger hier bei dir zu bleiben, denn ich muß noch etwas holen. Bald wird hier eine Frau erscheinen, die mich abholt. Dann kannst du meinetwegen nach Avalon gehen und dich dort heilen lassen. Wenn du willst, pack dir die Leichen deiner Eltern ein und nimm sie mit in deine Welt.«

»Du bist auf der Flucht, nicht wahr?«

Die einfachen Worte lösten bei Fuller einen mittelschweren Schock aus. »Ach – woher weißt du das?«

»Ich kann es spüren.«

»Wie spüren?«

»Man fühlt es. Ich fühle es, denn ich bin in der Lage, Strömungen aufzunehmen.«

»Und was ströme ich ab?«

»Angst und Erwartung. Beides mischt sich bei dir. Du trägst an einem schweren Schicksal.«

Der Ausbrecher hatte sich auf eine Sessellehne gesetzt. Er nickte Melu zu, ohne daß sie es sehen konnte. »Stimmt, Süße, du hast richtig gefühlt. Ich befinde mich in einer Klemme, denn ich bin abgehauen. Ich schaffte den Ausbruch aus dem Knast, besorgte mir ein Boot und bin damit raus aufs Meer. Dann kam der Sturm auf, erinnere dich an die vergangene Nacht. Mein Boot war leider nicht seefest genug. Eine Welle zertrümmerte es. Ich hatte Glück, konnte mich an einer Planke festklammern und wurde ans Ufer gespült. Da hast du mich gefunden, Süße. Jetzt will ich so rasch wie möglich weg, das ist verständlich.«

»Ja, in deiner Lage.«

»Schön, wir sind uns einig.«

»Und die Frau holt dich ab?«

»Richtig.«

»Was hast du getan, Brian? Weshalb mußtest du hinter Gitter? Man sperrt keinen grundlos ein.«

»Das stimmt schon. Ich wurde eingebuchtet, weil ich Robin Hood gespielt habe.«

»Wie das?«

»Du kennst doch Robin Hood. Das ist der, der es den Reichen nahm, um es den Armen zu geben. Hast du noch nie von ihm gehört, dem edlen Ritter?«

»Klar.«

»Ich war so etwas wie ein moderner Robin Hood. Ich habe es auch den Reichen genommen, aber den reichen Banken. Verstehst du?« Er lachte laut und blechern.

»Ein Bankräuber?«

»Genau, Süße, nur hat man mich beim fünften Bruch leider erwischt. Dann bin ich geflohen, ich wollte nicht über zehn Jahre hinter Gittern hocken. Du merkst also, daß ich nichts mehr zu verlieren habe und über die Leichen derjenigen gehen werde, die mich verraten wollen. Ich hoffe, du hast mich nicht verraten.«

»An wen sollte ich dich...?«

»Zum Beispiel an Sinclair. Mit dem hast du telefoniert.«

»Ja, nur hat das mit dir nichts zu tun. Das ist eine Sache zwischen mir und ihm.«

»Hoffentlich.«

Melu holte tief Atem. Noch immer saß sie sehr ruhig in ihrem Sessel.

»Was willst du jetzt unternehmen?«

»Warten, was sonst?«

»Auf sie?«

»Ja, Süße. Sie heißt Loraine, holt mich, ab und ist ein geldgieriges Luder. Sie weiß, daß ich die letzte Beute versteckt habe und will ihren Anteil.«

Melu schüttelte den Kopf. »Dann hat sie nicht aus Liebe zu dir gehandelt?«

Fuller erstickte fast an seinem Lachen. »Aus Liebe, sagst du? Nein, sie hat sicherlich nicht aus Liebe gehandelt. Sie will Geld, nur Geld. Alles andere ist unwichtig.«

»Aber Geld ist doch nicht das Leben.«

»Sorry, da komme ich nicht mit, Kleine. Für mich ist Geld enorm wichtig. Ohne die Scheine wirst du verachtet, ausgestoßen, abgeschoben, wenn du verstehst.«

»Das ist alles möglich. Für mich kommt es dabei auf den Menschen an. Er hat doch die entsprechende Kreativität und Phantasie. Er wird schon dafür sorgen, daß er nicht untergeht, wenn er sich an bestehende Gesetze hält. Er muß sein Gehirn einsetzen. Er hat Verstand, das unterscheidet ihn von den Tieren.«

»Eine tolle Philosophie, wirklich. Nur kann ich persönlich leider nicht dahinterstehen. Mir ist etwas anderes eingefallen. Bis unsere Besucher eintreffen, wird Zeit vergehen. Wie wäre es, wenn wir beide die nutzen. Ich möchte mich gern umschaun. Ich will hier alles sehen, auch das Gewölbe, das besonders.«

Melu blieb gelassen. »Du willst tatsächlich in den Keller gehen, Brian?«

»Genau.«

»Da liegen meine Eltern.«

»Weiß ich ja.«

Das blinde Mädchen stand auf. »Gut, ich kann es dir nicht verbieten, laß uns gehen. Allerdings möchte ich dich warnen. Du wirst so etwas nie zuvor gesehen haben.«

Er hob die Schultern. »Klar doch, ich bin auf Neues immer gespannt. Wenn du mir den Weg zeigst, gehe ich vor, dann...«

»Nein, nein, ich kenne mich aus.«

»Muß ich Kerzen mitnehmen?«

»Nicht nötig.«

Brian Fuller war gespannt. Dieses Gewölbe mußte etwas ganz Besonderes sein. Er hätte auch in die Glotze schauen können, dazu jedoch war er zu unruhig. Er wollte selbst etwas erleben, unternehmen und deshalb den Keller besichtigen.

Melusine de Lacre ging vor. Ihre Schritte waren kaum zu hören.

Sie schien über den Boden zu schweben. Bestimmt hatte sie lange

geübt, um derart leise gehen zu können.

Wieder waren sie hinein in – den breiten Flur getreten. Sie passierten zahlreiche Türen und tauchten nach links weg in einen schmalen Gang, der hinter einer scharfen Ecke lag.

Eine mit brauner Farbe bestrichene Bohlentür versperrte ihnen den weiteren Durchgang.

Melu war stehengeblieben, ohne daß sie die Tür berührt hätte.

»Dahinter beginnt die Treppe, die uns in das Gewölbe bringen wird.«

»Dann mal los.« Fuller griff an dem Mädchen vorbei und öffnete die Tür.

Aus dem Spalt strömte ihnen kühle und muffige Luft entgegen.

Brian Fuller verzog das Gesicht. Er hatte schon so etwas wie einen Vorgesmack von dem bekommen, was ihn in der Tiefe erwartete.

Zunächst einmal mußte er über die breite Treppe gehen und wunderte sich, wie sicher die Blinde die Stufen nahm. Melu hatte keine Schwierigkeiten mit der Treppe. Ihre Hand rutschte dabei über ein Geländer, und sie schritt außerdem einem flackernden Kerzenschein entgegen, der im Keller ein unruhiges Licht verströmte, das sich auf dem Steinboden ebenso verteilte wie an den dunklen Wänden.

Der Begriff Gewölbe traf durchaus für diese Räumlichkeiten zu, denn es waren Pfeiler vorhanden, die eine Decke abstützten.

Keller kannte Brian Fuller anders. Vollgestopft mit Gerumpel, mit Kohlen oder Weinflaschen.

Hier stand nichts, bis auf zwei Dinge, über die er bereits informiert war.

Die beiden Särge!

Sie bildeten einen Mittelpunkt, um den herum sich die zahlreichen Kerzen gruppierten. Manche standen zu sechst in schalenförmigen Ständern und bildeten regelrechte Inseln. Andere wiederum hatten einzelne Plätze gefunden. Der geschmolzene Wachs war in langen Bahnen an den Außenseiten der Kerzen nach unten gelaufen und hatte sich nach dem Erkalten festgesetzt, so daß jede Kerze eine lange Tropfenbahn aufwies.

Es roch nach Rauch und kalten Kerzendochten. Eine Atmosphäre, wie sie auch in den Grüften bekannter Kirchen und Dome herrschte.

Eine Lücke gab es in dem Kerzenreigen, und genau die steuerte das blinde Mädchen an.

Abermals konnte sich Fuller nur wundern, wie Melu es schaffte, den Weg zu finden. Das war schon etwas Besonderes, er hätte das nie fertiggebracht und mußte schon jetzt höllisch achtgeben, nicht mit den Flammen in Berührung zu kommen.

Sie tanzten vor seinen Augen und schufen daher eine unwirkliche Welt innerhalb des Gewölbes. Fuller war kein ängstlicher Mensch,

aber er spürte, wie sich ein Schauer auf seinem Rücken bildete, als er in die Kerzeninsel hineinblickte und dort die beiden Särge sah, die von tanzenden Lichtreflexen und auch huschenden Schatten lautlos überspült wurden.

Das war für ihn nicht faßbar. Sein Hals trocknete aus. Die rechte Hand umklammerte den Messergriff, wobei er sich plötzlich lächerlich vorkam und sie wieder wegnahm.

Melu stand, von ihm aus gesehen, hinter den Särgen und hatte ihren Blick auf ihn gerichtet.

Sie sagte kein Wort, sie wartete nur, die Lippen zu einem leichten Lächeln verzogen.

Brian Fuller war stehengeblieben. Um seine Lippen zuckte es.

Mehrmals schon hatte er angesetzt, um zu sprechen, nur war es ihm nicht gelungen, ein Wort oder eine Frage zu formulieren. Diese Umgebung war ihm einfach zu fremd und unheimlich.

Melusine de Lacre hob beide Arme gleichzeitig an und streckte die Zeigefinger aus. Der eine wies auf den rechten, der andere auf den linken Sarg.

»Dort liegen meine Eltern.«

»Klar«, erwiderte Fuller krächzend. »Das hast du mir schon gesagt.« Er ärgerte sich über den Klang seiner Stimme. Normalerweise gehörte er zu den Leuten, die sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen ließen, in diesem Gewölbe war das anders. Da kam er sich vor wie in einer anderen Welt steckend, in der Geister regierten und die Geister der Toten unsichtbar umherschwebten.

Melu nickte ihm zu, während sie leise lachte. »Ich weiß, daß du dich nicht wohl fühlst. Weshalb kommst du nicht näher? Du brauchst keine Furcht zu haben.«

»Na ja...« Er runzelte die Stirn, wobei er in das Gesicht der Blinden schaute, das sich im Widerschein des Kerzenlichts verändert hatte und eine Haut zeigte, über die Licht und Schatten huschten, wobei sich beide zu einem gespenstischen Spiel vereinigten.

Das war nicht seine Welt. Hier gab es Kräfte, die er zwar fühlen, aber nicht bekämpfen konnte.

»Fühlst du dich tatsächlich gut?« fragte er.

»Natürlich. Ich liebe die äußere Stille. Hier bin ich sicher, denn hier werde ich geschützt.«

»Von wem denn?«

»Von meinen Eltern.«

»Verdammt, die sind tot.«

»Spielt das eine Rolle?«

Mit der Hand strich der Ausbrecher über sein Haar. »Für mich schon. Ich kann mir nicht vorstellen, von Toten geschützt zu werden, wirklich nicht. Das begreife ich nicht.«

Melu bewegte nickend ihren Kopf, wobei sich der Ausdruck auf ihrem Gesicht wieder veränderte. »Doch, Brian, du mußt dir nur ein anderes Denken angewöhnen.« Sie flüsterte ihm die Antwort zu.

Ihre Worte wischten wie ein Windhauch über die Kerzenflammen hinweg. »Die Toten sind nur Hülle. Ihr wahrer Geist kann nicht vernichtet werden. Das mußt du begreifen lernen.«

»Dann... dann ...«, er schaute sich um und suchte nach Worten.

»Sind die Geister deiner Eltern noch hier?«

»Natürlich. Sie haben doch versprochen, mir zu helfen. Sie brachten mich auf ihn.«

»Auf wen?«

»John Sinclair. Sie gaben mir den Tip. Ich suchte ihn, ich habe ihn gefunden, das heißt, er hat mich gefunden, und er wird bald hier erscheinen. Ich muß meinen toten Eltern dankbar sein, die dennoch für mich noch leben.«

»Ja – hm...« Er deutete auf die Särge. »Hast du die beiden da hineingeschafft?«

»Du meinst die Särge?«

»Klar.«

»Es gehörte zu meinen Aufgaben. Aber ich mache dir einen Vorschlag. Möchtest du sie vielleicht sehen? Soll ich dir meine Eltern zeigen, damit du dich überzeugen kannst.«

Brian Fuller atmete zischend. Er ärgerte sich darüber, daß die Gänsehaut noch nicht verschwunden war. »Dazu müßtest du die Särge allerdings öffnen.«

»Es geht leicht, glaub mir.«

»Die sind doch zu.« Er sagte einfach etwas, um überhaupt was zu tun und nicht nur um dumm herumzustehen.

Melu lächelte. »Ja, sie sind geschlossen. Nur ist es ein Unterschied, ob der Deckel fest auf den Unterteilen sitzt oder nicht.«

»Tatsächlich?«

Sie nickte ihm zu. »Ja, ich kann die Deckel nicht verschließen, weil ich die beiden oft sehen muß.«

Er nickte in ihre Richtung. »Tote anschauen, wie?«

»Es sind meine Eltern. Sie haben mir viel gegeben, und sie geben mir noch viel.« Dann winkte sie ihm. »Ich weiß, daß du ziemlich weit von mir entfernt stehst. Bitte, komm näher zu mir, Brian.« Sie hob wieder ihren Kopf. Er konnte direkt in ihre Augen schauen, wo er nichts erkannte, bis auf Licht und Schatten, die über ihr Gesicht zuckten und auch die Augen nicht ausgelassen hatten. Sie erfüllten sie mit einem geheimnisvollen Leben.

Der Ausbrecher konnte nicht anders, er mußte ihr folgen. Fuller war in dieser für ihn fremden Welt gelandet, jetzt mußte er mit ihr zurechtkommen und auch das Negative tragen.

Im Knast hatte er sich durchschlagen können. Da waren die Gegner echt gewesen, hier sah es anders aus. Er fühlte sich trotz allem umzingelt. Er wußte, daß etwas Fremdes in diesem Gewölbe lauerte und ihn unter Kontrolle hielt.

Dieses Fremde gab ihm einen Schub. So jedenfalls kam er sich vor, als er die ersten Schritte auf die beiden Särge zuing. Sein Magen verkrampfte sich, er wollte die Totenkisten nicht anschauen und blickte statt dessen in das Gesicht der jungen Melusine.

Sie stand vor den beiden Särgen wie eine Statue. Nichts regte sich in ihrem Gesicht, nur die toten Augen lebten durch den Widerschein. In den vergangenen Minuten schien sie trotzdem eine andere Person geworden zu sein. Melu hatte ihre alte Hülle abgestreift und die neue kurzerhand übergezogen.

Lag es möglicherweise am Vorhandensein ihrer toten Eltern? Er wußte es nicht, er spürte nur die Wärme der kleinen Flammen, an denen er langsam vorbeiging, als wollte er die Entdeckung so lange wie möglich hinauszögern.

Vor den Särgen blieb er stehen. Fuller konnte das Mädchen sehen, sie ahnte ihn nur.

»Wir werden die beiden Deckel gemeinsam abheben. Du mußt beide anfassen und dir einen Ruck geben, alles weitere ist sehr leicht. Wie gesagt, sie liegen nur lose auf den Unterteilen.«

Verdammt noch mal, was tust du da! sagte er sich. Du läßt dich von dieser Kleinen zu Handlungen hinreißen, die du früher abgelehnt hättest. Was kann das nur sein?

Er bekam keine Antwort, aber er fühlte sich plötzlich wieder wie ein Gefangener, nur eben anders, nicht mehr umgeben von Gittern und Mauern, dafür von Geistern.

»Fertig?« fragte sie. Melu hatte sich gebückt und beide Hände an die Sargdeckel gelegt.

»Sicher.«

»Dann los!«

Sie schafften es, die Deckel gemeinsam in die Höhe zu heben. Für einen Moment hielt der Ausbrecher die Augen geschlossen, weil er die Entdeckung so weit wie möglich hinauszögern wollte.

»Na – siehst du sie?«

Melu hatte die Frage flüsternd gestellt, und jetzt mußte er ihr eine Antwort geben.

Brian Fuller schaute hin. Seine Blicke richteten sich starr in beide Särge. Er merkte nicht einmal, wie ihm die Deckel aus den Händen rutschten, denn was in den Särgen lag, das waren tatsächlich zwei Tote, ein Mann und eine Frau.

Aber wie sahen sie aus!

»Meine Eltern«, hörte er Melusine de Lacre flüstern, »das sind meine

Eltern, Brian. Sind sie nicht schön...?»

Vor mir stand ein Pferd, als ich von der Küstenstraße abgebogen und in den schmalen Weg hineingefahren war, der mich zu dem Haus führte, in dem Melusine de Lacre lebte.

Es lag ziemlich versteckt, war von einem großen Garten umgeben, in dem zahlreiche Bäume standen, die allerdings ihr Winterkleid zeigten, denn sie hatten alles Laub verloren.

Ich stieg aus, nachdem ich den Rover auf ein Wiesenstück gefahren hatte, und lauschte dem Meer, dessen ewiges Rauschen an meine Ohren drang.

Es war eine Musik, die ich mochte, die mich beruhigte, nur war ich nicht hergekommen, um Ruhe zu finden. Ich wollte einen Fall auflösen oder zumindest einen gewissen Zusammenhang zwischen mir und einer mir unbekannten Person finden.

Über einen mit Laub bedeckten Steinweg schritt ich auf das Haus zu. Da in der vergangenen Nacht ein Orkan über die südliche Küste unseres Landes hinweggeweht war, konnte ich auch hier die Spuren einfach nicht übersehen.

Der Wind hatte Zweige und Äste von den Bäumen gezerzt und sie malerisch verstreut. Ein Baum war sogar von dem wuchtigen Anprall geknickt worden. Er befand sich in einer Schräglage, als wollte er sich vor dem Untergrund verbeugen.

Ich hielt nach einem Eingang Ausschau, ohne ihn allerdings entdecken zu können. Dafür schlug der Weg eine Kurve nach links. Wenn mich nicht alles täuschte, würde er an der Seite des Hauses enden.

Sehr eilig hatte ich es nicht und konnte mir deshalb meine Gedanken machen, während ich die Umgebung genau betrachtete. Von einer Melusine de Lacre hatte ich noch nie zuvor gehört, auch dieses Haus bekam ich zum erstenmal zu Gesicht. Niemals zuvor war es mir beschrieben worden, dennoch kam es mir nicht zu fremd vor.

Es strömte mir gegenüber eine gewisse Vertrautheit aus, über die ich mich wunderte und auch leicht erschreckte. Ich kam nicht als Fremder, mehr als Vertrauter oder Gast.

Wieso?

An der Seite fand ich den Eingang, geschützt durch einen Windfang. Ich stand günstig und konnte über die Frontseite des Hauses hinweg bis hin zum Meer schauen. Das Wasser erinnerte mich an einen grüngrauen Vorhang, der in ständiger Bewegung war. Schiffe entdeckte ich nicht, dafür die hellen Schaumkronen der Brandungswellen, wenn das Wasser gegen vorgelagerte Felsen schlug.

Die Luft war kalt, sie roch würzig, und ich freute mich über ihre

erfrischende Klarheit.

Das gesamte Grundstück machte mir einen etwas verwilderten Eindruck. Nun, es war Winter, wer pflegte da seinen Garten schon, wenn er ihn nicht unbedingt zu einem Hobby gemacht hatte?

Gesehen hatte mich wohl niemand. Jedenfalls kam keiner, um mir die Tür zu öffnen.

Ich entdeckte einen Klingelknopf und drückte ihn mit dem Zeigefinger nach unten.

Zwar schlug im Haus eine Glocke an, aber sie lockte keinen Menschen, der mir die Tür öffnete.

War mein Besuch für die Katz gewesen? Hatte mich da jemand weglocken wollen?

Bevor ich zu anderen Maßnahmen griff, probierte ich den metallenen Drehknopf; er ließ sich leicht bewegen. Ein kurzer Druck, ich konnte die Tür aufstoßen.

Sehr leise betrat ich das Haus und rief erst nach dem Namen, als ich die Tür hinter mir geschlossen hatte. Eine Antwort bekam ich jetzt nicht. Das Haus schien menschenleer zu sein.

Allerdings lag die Betonung auf schien, denn es war genau zu merken, daß hier jemand wohnte. Dafür entdeckte ich untrügliche Indizien, und es lag nicht nur am Rauch, der kalt und abgestanden den großzügig angelegten Wohnraum durchwehte.

Ich blieb in dessen Mitte stehen. Eine Kippe lag im Ascher, zudem nahm ich einen leichten Parfümgeruch wahr und wandte mich nach rechts, wo sich ein Flur oder Gang vor mir auftat. Einige Türen zweigten dort ab. Ich entdeckte nicht nur die Küche, wo die Kaffeemaschine noch angeschlossen war und die braune Brühe in der Kanne schwappte, auch im Bad merkte ich sehr genau, daß vor kurzem hier noch jemand eine Dusche genommen hatte. Der Geruch hing noch immer zwischen den Wänden.

Ich sah auch Kleidungsstücke auf dem Wannenrand liegen, hob sie hoch und stutzte.

Etwas stimmte mit dieser Kleidung nicht. Okay, sie sah normal aus, aber sie war auch irgendwie typisch.

Wofür? Darüber dachte ich nach. Ein sehr fester, blauer Drillstoff fühlte sich zwischen meinen tastenden Fingern feucht an. Ich runzelte die Stirn, denn die Lösung lag mir auf der Zunge, nur konnte ich sie nicht aussprechen.

Wer trug eine derartige Kleidung? Bestimmte Menschen, die irgendwo gleichgeschaltet waren.

Soldaten, zum Beispiel...

Nein, eine Uniform im direkten Sinn war es nicht. Aber auch eine gewisse Form von Gleichschaltung.

Zuchthauskluft!

Plötzlich war es mir wie Schuppen von den Augen gefallen. Hier im Bad lag Zuchthauskluft, und die Person, die sie getragen hatte, mußte die Kleidung gewechselt haben.

Die geheimnisvolle Melusine de Lacre war es bestimmt nicht gewesen. Vielleicht ihr Freund, ihr Partner oder Mann. Auf einmal fühlte ich mich unwohl. Die Entdeckung dieser Zuchthaus-Klamotten paßte mir überhaupt nicht in den Kram, und ich stellte auch fest, daß ich nervös wurde. An eine Falle wollte ich nicht denken, aber ich verließ mit anderen Gefühlen das Bad.

Nichts rührte sich. Die Stille innerhalb des Flurs kam mir drückend vor. Ich zog die Kette über den Kopf und betrachtete mein Silberkreuz, das mir nicht nur Helfer, sondern auch Warner war, denn es wirkte manchmal wie ein magischer Geigerzähler, äußerst sensibel auf Dämonen oder dämonische Wesen.

Das Kreuz blieb »stumm«.

Also keine Warnung, nichts zu spüren, dieses Haus war auf den ersten Blick sauber.

Gern hätte ich die Frau gesprochen, die mich unbedingt hatte sehen wollen.

Sie zeigte sich nicht.

Etwas durcheinander und gleichzeitig in Gedanken versunken ging ich wieder zurück in den Wohnraum, wo ich mich in einen Sessel setzte und zunächst nachdenken wollte.

Das Haus war groß, ich hatte bisher nur einen Teil von ihm durchsuchen können und ging davon aus, daß es einen Keller besaß. Ja, das war gut möglich, obgleich nicht alle Häuser in England mit Kellern ausgerüstet sind.

Hier bot sich die Lage einfach an.

Bevor ich jedoch meinen Plan in die Tat umsetzen konnte, hörte ich ein Geräusch. Nicht innerhalb des Hauses, von draußen, und es war mir auch nicht fremd.

Ein Wagen fuhr vor.

Ich stellte mich in einem der Räume an das Fenster und schaute zu, wie ein alter Mercedes in den schmalen Weg einbog, wo auch mein Rover parkte. Er stand so, daß der andere Wagen nicht vorbeikommen konnte. Der Fahrer hielt ihn deshalb hinter meinem Auto an und stieg aus.

Es war eine Fahrerin.

Sie trug eine schwarze, kurze Lederjacke mit Straßbesatz und olivfarbene Jeans. Das blonde Haar hatte sie kurz geschnitten und zu Locken gedreht.

Selbst aus dieser Distanz fiel mir auf, daß sie ihr Gesicht stark geschminkt hatte. Der Mund leuchtete wie eine rote Wunde. Etwas unwillig schaute sie den Rover an, als sie daran vorbeiging und ebenso

wie ich nach dem Eingang suchte.

Melusine de Lacre konnte diese Frau nicht sein. Die hätte den Eingang sofort angesteuert. Wer war es dann? Möglicherweise eine Freundin der mir Unbekannten.

Ich war gespannt. Gleichzeitig wußte ich, daß sich etwas über meinem Kopf zusammenbraute, von dem ich nicht einmal den kleinsten Teil des Puzzles in den Händen hielt.

Die Frau war aus meinem Blick verschwunden, denn sie hatte ebenfalls den Seitenweg gefunden und würde in wenigen Sekunden vor der Eingangstür stehen.

Dem wollte ich zuvorkommen. Ich paßte sie genau ab. Bevor sie den Klingelknopf noch durchdrücken konnte, öffnete ich die Tür – und hörte den erschreckten Schrei, der mir entgegenwehte, denn mit einem fremden Gesicht hatte sie wohl nicht gerechnet.

Sie ging zwei Schritte zurück, atmete tief durch und schloß dabei die Augen. Noch jetzt zitterte sie.

»Sorry, wenn ich Sie erschreckt haben sollte. Es war wirklich nicht meine Absicht.«

Sie hatte sich schnell erholt und bewegte ihren Kopf, als wollte sie Wassertropfen abschütteln. »Zum Teufel, Mister, wer sind Sie eigentlich? Können Sie mir das sagen?«

»Sicher. Ich heiße John Sinclair.«

Sie kam wieder vor. »Ich bin Loraine.«

»Wie weiter?«

»Harper. Loraine Harper, aber alle sagen Loraine zu mir.«

»Okay.« Ich gab den Weg frei. An ihren Ohrläppchen hingen Modeschmuckklunker in Form von gelben Sonnen mit stilisierten Strahlenkränzen. Sogar für eine Belohnung hätte ich mir das Zeug nicht an die Ohren gebunden.

Sie hatte überhaupt keine Furcht vor mir. Im Gegenteil, locker schritt sie an mir vorbei, den Kopf bewegend, als wollte sie jedes Detail im Flur in Augenschein nehmen. Im großen Wohnraum trafen wir wieder zusammen.

Loraine Harper stand in der Mitte und hob die Arme. Langsamer ließ sie die Hände wieder fallen. »Jetzt rück mal raus mit der Sprache, John, wo steckt er?«

»Wer?«

Sie fing an zu lachen. »Hör mal?« fragte sie in das Gelächter hinein, »willst du mich verarschen?«

»Bestimmt nicht.«

»Ich spreche von Brian Fuller. Er hat mich angerufen und in diese verdammte, gottverlassene Ecke bestellt, weil ich ihn abholen soll, Okay, ich bin gekommen, aber ich will so schnell wie möglich wieder zurück. Ich habe es nämlich nicht mit der Natur, verstehst du?«

»Klar.«

»Dann ist alles paletti. Sag mir Bescheid, wo sich Brian Fuller aufhält.«

»Ich kenne ihn nicht.«

Das Gesicht der Frau nahm einen wütenden Ausdruck an. Sie fühlte sich tatsächlich auf den Arm genommen. »Du kennst ihn nicht? Verdammt noch mal, lüg mich nicht an! Du mußt Hank sein. Ihr seid zusammen abgehauen. Aus dem Knast und...«

Leider sprach sie nicht mehr weiter, aber ich kapierte schnell.

Wenn sie mir schon die Chance einer anderen Identität bot, mußte ich unbedingt zugreifen.

»Du bist gut informiert.«

»Er rief mich an und hielt mich auch sonst auf dem laufenden.« Ihr Blick bekam einen skeptischen Ausdruck. »Allerdings habe ich mir diesen Hank immer anders vorgestellt.«

»Wie denn?«

»Älter. So hat er ihn jedenfalls beschrieben. Älter als er.«

»Na ja, der Knast macht eben alt. Ich habe mich inzwischen wieder erholen können und auch die Klamotten gewechselt.«

»Brian erzählte davon.« Sie strich über ihre Wange. »Und wo ist dieses Mädchen oder die Frau?«

»Keine Ahnung.«

Loraine Harper sprang auf. »Was bist du nur für ein Trottel? Sind die beiden abgehauen?«

»Möglich.«

Sie zielte mit dem Zeigefinger auf mich. »Hör auf, das kannst du mir nicht erzählen. Was geht hier wirklich vor? Mach dein Maul auf, ich habe keine Lust...«

»Ich weiß es nicht. Ich war am Strand. Als ich zurückkehrte, waren beide nicht mehr da.«

Loraine starrte mich an, schüttelte den Kopf und flüsterte: »Nein, das glaube ich nicht. Nein, so blöde kann keiner sein. Du siehst auch nicht so aus, mein Junge. Sorry, aber ich kann dir einfach nicht glauben. Du willst mir hier was erzählen.«

»Bestimmt nicht.«

»Was wird hier gespielt? Wo steckt Fuller? Hat er eine andere gefunden und sie mit der Beute gelockt? Wenn das der Fall sein sollte, Sorge ich dafür, daß er fertiggemacht wird, das kannst du mir glauben. Ich hasse es, wenn man mich hintergehen will, hast du verstanden? Das geht mir auf den Wecker.«

»Kann ich mir denken. Tut mir leid, ich weiß auch nicht, wo die Beute liegt. Er sprach im Knast manchmal davon, aber er hat mir nichts Konkretes gesagt.«

»Das ist seine Art gewesen.« Loraine Harper ballte eine Hand zur

Faust. »Ich muß ihn finden, zum Henker. Ich muß einfach wissen, wo er sich herumtreibt. Der kann nicht weit sein. Ihm kommt es immer nur auf das Geld an, alles andere interessiert ihn nicht.«

»Wir können warten«, schlug ich vor.

Sie schaute mich wieder an, als hielte sie mich für einen Irren.

»Wie lange denn? Draußen wird es bald dunkel. Ich will nicht die Nacht hier herumhocken.«

»Die kommen bestimmt zurück.«

»Pah.« Loraine steckte sich eine Filterlose zwischen die blutrot geschminkten Lippen. »Zurückkommen, daß ich nicht lache. Dieser Dreckskerl hat mich reingelegt, und dich auch. Ja, dich auch. Von wegen Zellenfreundschaft und so. Nichts davon ist wahr, nichts davon stimmt. Wenn es um die Kohle geht, zerbrechen diese Freundschaften.«

Ich wiegelte ab. »Nein, nein, Brian wird schon seinen Grund gehabt haben, glaube es mir.«

»Gern.« Sie spie den Rauch förmlich aus, stand auf und wanderte im Raum hin und her.

Für mich war Loraine Harper der Typ hartes Flittchen. Eine Person, die nur auf ihren Vorteil bedacht war und dabei über Leichen ging. Ihr Gesicht zeigte einen harten Ausdruck. Das Leben hatte darin seine Spuren hinterlassen.

Vom Alter her schätzte ich sie auf dreißig. Sie war schlank, aber nicht knochig. Unter der Lederjacke trug sie einen blassen Pullover mit der in grellrot gedruckten Aufschrift »MONEY MAKES THE WORLD GO ROUND«. Fast wütend zerstampfte sie die Kippe. »Hör zu, Hank, wir sind so etwas wie Partner geworden. Wie lange willst du noch hier hockenbleiben und auf Brian warten?«

»Bis er zurückkommt.«

»Scheiße, Mann, die Antwort hätte ich mir auch selbst geben können. Sag ehrlich.«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Glaubst du denn, daß er kommt?«

»Wenn er dich angerufen hat.«

»Und du warst dabei?«

Ich grinste. »Nee, das nicht. Ich mußte mal und war froh, eine anständige Toilette zu finden.«

Sie betrachtete mich von oben bis unten. »Scheinst eine gewisse Kultur zu haben, Junge.«

»Wieso?«

»Ich merke das daran, wie jemand redet.«

Eine Beurteilung ihrerseits ersparte ich mir und schaute dafür auf ihren Rücken, als sie das Zimmer verließ. »Wo willst du denn hin, Loraine?«

»Mich umschauen. Vielleicht liegen die beiden in irgendeinem Bett und bumsen. Der hat lange gespart, weißt du.« Sie lachte, hustete, dann hörte ich nur ihre Schritte.

Mir gefiel die Sache immer weniger, weil ich einfach überfordert war. Ich hatte damit gerechnet, einen Fall zu erleben, der in mein Gebiet fiel. Statt dessen geriet ich in ein angeblich leeres Haus, erlebte die Gangsterbraut, die einen entflohenen Zuchthaussträfling suchte und hockte in einem Sessel wie bestellt und nicht abgeholt.

Da lief einiges verkehrt.

Loraine suchte laut, ich vernahm deutlich, wie sie die Türen jedesmal wütend zuschlug, wenn sie einen Mißerfolg erlebt hatte. Wer immer dieser Brian Fuller war, er hatte es jedenfalls geschickt verstanden, sie an der Nase herumzuführen.

Weshalb eigentlich? Schließlich hatte er gewollt, daß sie kam. Da wartet man und versteckt sich nicht. Jedenfalls nicht freiwillig. Es gab auch so etwas wie das Gegenteil davon.

Unfreiwillig...?

Ich spannte mich, als ich aus dem Sessel aufstand. Natürlich. Dieser Melusine de Lacre konnte es ohne weiteres gelungen sein, den Mann für ihre Zwecke einzuspannen. Ich kannte nur ihren Namen, wußte nichts über ihr Aussehen und noch weniger über ihre Motive, die sie leiteten. Unter Umständen hatte ich mir sogar ein Kuckucksei ins Nest gelegt. Das wiederum wollte mir überhaupt nicht gefallen.

Die Tür hatte ich noch nicht erreicht, als Loraine vom Flur her meinen Namen rief. Ihre Stimme klang ungewöhnlich leise, sogar etwas gepreßt, als stünde die Person unter Streß.

»Was ist denn?«

»Komm mal her.«

Ich ging durch den halbdunklen Flur und sah sie an dessen Ende in einer angespannten Haltung stehen. Dies konnte selbst das Dämmerlicht nicht verbergen.

»Was hast du?«

Sehr langsam richtete sie sich auf, dabei einen Finger auf ihre roten Lippen legend. »Ich habe etwas gehört, Hank. Ich habe wirklich etwas gehört.« Ihre Stimme war nur ein Wispern.

»Wo denn?«

»Nicht hier, auch nicht in den Zimmern, die sind ja alle leer.« Sie spreizte einen Daumen ab, drehte die Hand und deutete gegen den Boden. »Da muß es gewesen sein.«

»Du meinst im Keller?«

»Richtig.«

Ich runzelte die Stirn. »Was hast du genau gehört? Stimmen oder undefinierbare Geräusche?«

»Das letzte kommt besser hin.«

»Waren sie schlimm?«

»Keine Ahnung. Dumpf...«

»Stimmen?«

»Kann sein.«

Ich schob mich an ihr vorbei auf die Kellertür zu. »Okay, dann werden wir mal nachschauen.«

An der Schulter hielt sie mich fest. Ich drehte den Kopf und schielte auf die rotlackierten Fingernägel.

»Traust du dich?«

»Sicher.«

Loraine ließ mich los und hob unbehaglich die Schultern. »Verdammt, ich weiß nicht so recht.«

»Egal, ich gehe.« Bevor sie noch einen Einwand geben konnte, öffnete ich vorsichtig die Tür...

»Sind sie nicht schön?«

Brian Fuller hatte die letzte Frage des jungen Mädchens gehört und hätte fast gelacht. Was Melu als schön bezeichnete, war in seinen Augen furchtbar, gräßlich und alptraumhaft. Er glotzte noch immer in die Särge und konnte nicht einmal erkennen, wer der beiden dort liegenden Gestalten der Mann oder die Frau gewesen waren.

Dann fiel ihm ein, daß Melu ja blind war, und die mehr von der Erinnerung lebte. Sicherlich hatte sie ihre Eltern oft genug gestreichelt und betastet, damit sie sich ein Bild der beiden Personen machen konnte. Das war jetzt vorbei.

Fuller spürte, daß sie auf eine Antwort wartete, er konnte sie ihr nicht geben. Sein Blick blieb auf den beiden furchterregenden, halbverwesten Gestalten hängen, von denen aus ein modriger Geruch in die Höhe stieg und seinen Magen in die Höhe drückte.

Das Fleisch war fast völlig von den Knochen gelöst. An manchen Stellen bedeckte es die Körper noch wie eine dünne Haut, die jeden Augenblick platzen konnte, weil sie einfach zu stark unter Druck stand. Die Köpfe hatten die Haare längst verloren, unter ihnen breiteten sich helle Lachen aus, auf den Oberflächen bereits eingetrocknet. Die Nasen, Lippen, Ohren und Augen waren nicht mehr vorhanden. Angefault oder abgerissen, er wußte es nicht genau.

Hände und Arme bestanden nur mehr aus einem Sammelsurium aus Knochen und Splittern. Zwischen einigen Fingern hingen noch Hautfetzen, als hätte jemand vergessen, sie völlig abzureißen. Bei den Zehen sah es ähnlich aus.

Die Totenhemden hatten sich noch nicht völlig aufgelöst. Sie klebten an Knochen und Hautresten, als hätte sie jemand dort festgeleimt.

»Du siehst sie, nicht?«

»Ja, ich sehe sie.«

»Gefallen sie dir nicht, Brian?«

Er preßte die Hand vor den Mund, weil er das Würgegeräusch unterdrücken wollte. »Es sind deine Eltern, weshalb sollten sie mir denn gefallen?«

»Wenn du mich magst, mußt du sie auch mögen.«

»Nun ja...«

»Sei ehrlich«, unterbrach Melu den Mann.

Der Ausbrecher schaute hoch. Er wollte der Blinden ins Gesicht sehen und nachforschen, ob er dort etwas erkennen konnte. Das war nicht der Fall. Ihre Züge blieben ohne Ausdruck, ebenso wie die blinden Augen nichts von ihren Gefühlen widerspiegeln.

Über seinen Rücken jagte ein Schauer nach dem anderen. Er hatte mittlerweile den Eindruck, in einer fremden Welt zu stehen und von Gefahren umgeben zu sein. Die beiden Skelette sahen widerlich aus, Ekel packte ihn, und er fragte sich, ob das Mädchen nichts roch. Fieser Gestank konnte ihm nicht verborgen bleiben.

Brian Fuller wurde jetzt deutlich. »Verdammt noch mal, riechst du denn nichts?«

»Wieso?«

»Es stinkt doch!« keuchte er. »Zum Henker, das ist ein widerlicher Geruch...«

»Ja, den kenne ich.«

»Und?«

»Ich habe ihn schon oft genossen. Es ist der Geruch meiner Insel, glaube ich. Ja, ich weiß es. So riecht es auf Avalon. Sie ist der Flecken Erde, den ich mag. Ich spüre eine unbeschreibliche Sehnsucht in mir, ihn zu besuchen. Es ist einfach wunderbar, wenn ich daran denke, Avalon, die Insel der Träume, der Toten und der Lebenden. Sie besuchen sie und kehren zurück. Sie heilt, sie wird auch mich heilen, das weiß ich, denn meine Eltern sind bereits drüben.«

»Neiiinnn!« brüllte Fuller, der es nicht mehr aushalten konnte. Es war vorbei mit seiner Beherrschung. »Deine Eltern sind tot, verflucht. Sie liegen als halbverweste, widerliche Geschöpfe vor mir. Kannst du das nicht begreifen?«

»Sei nicht so laut. Denke daran, der Körper ist ein Nichts, Brian, der Geist ist alles. Was kümmert uns die Hülle, wenn der Geist weiterlebt.«

Der Ausbrecher hatte sich wieder gefangen. »All right, Süße, das magst zwar du denken, ich aber nicht. Tut mir leid, ich kann damit nichts anfangen. Ich bin nicht blind, ich sehe nur die widerlichen Gestalten vor mir in den offenen Särgen. Sie werden vom Kerzenschein umschmeichelt, was sie auch nicht schöner macht. Hör mal zu, Kleine. Ich will mich nicht in deine Angelegenheiten mischen

und habe es auch nicht besonders mit den Gesetzen, aber was du hier tust, dafür kann man dich ganz schön an den Arsch kriegen, verstanden?»

»Nicht sehr...«

Fuller begann zu stottern. »Du... du behältst Leichen hier in deinem Haus. Das ist ungesetzlich, das ist schon pervers. Das kann nur einem kranken Hirn entsprungen sein. Bist du krank?«

»Nein.«

»Es kommt mir aber so vor. Sorry, daß ich dir das sagen muß, Sü ße. Irgendwo habe ich dich gemocht.« Er schaute zur Seite und wischte mit einem Taschentuch über seine Stirn. Die Wärme im Keller hatte ihm den Schweiß auf die Stirn getrieben. Hinzu kam die psychische Anstrengung, die ihr Übriges tat.

»Was soll das denn heißen, Brian?«

»Wenn man dich erwischt, wird man dich vor Gericht stellen. Ich kenne den genauen Paragraphen auch nicht. Mißachtung von Toten oder so ähnlich, aber mach dich darauf gefaßt. Irgendwann wird jemand den Keller besuchen, der nicht hierher gehört, ebensowenig wie ich. Aber der wird dann anders handeln.«

»Ich soll sie begraben?«

»Verbuddele sie, aber kipp sie nicht ins Meer, da könnten sie angeschwemmt werden.«

»So etwas kann ich nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Es sind meine Eltern, Brian.«

Fuller verdrehte die Augen. »Ich krieg 'nen Hai!« keuchte er. »Das waren mal deine Eltern, jetzt sind es Tote, es sind nur mehr halbverweste Gestalten. Damit kannst du nichts mehr anfangen. Schaff sie raus, lösche die Kerzen und...«

»Ich bin zu schwach.«

»Wie hast du sie denn hier in den Keller bekommen?«

»Sie gingen von allein.«

Brian Fuller staunte mit offenem Mund. »Was hast du da gesagt, Süße? Von allein?«

»Ja, denn sie wußten, daß ihre Zeit gekommen war. Die Särge standen hier schon. Sie legten sich hinein und erklärten mir, daß sie sterben würden. Das war alles. Sie sahen dabei sogar glücklich aus, wirklich, denn ihr Geist begab sich auf die große Reise zur Insel Avalon, von der auch ich stamme.«

»Scheiß was auf die komische Insel, Melu! Ich jedenfalls habe es satt. Ich werde von hier verschwinden. Ich war sowieso verrückt, daß ich mit dir in dieses verdammte Gewölbe gegangen bin. Es geht mich ja nichts an, es geht mich ja nichts an!« schrie er. Voller Wut trat er zweimal gegen den nächsten Sarg.

Das Mädchen zuckte zusammen. Es konnte sich nur aus dem Gehörten einen Reim machen. Fuller aber sah dann, was er angerichtet hatte. Auch der Sarg hatte im Laufe der Zeit gelitten. Sein Holz war brüchig geworden und an der Seite gesplittert.

Die Leiche war hinausgerutscht. Sie lag außerhalb der Totenkiste, noch immer auf dem Rücken, und das Licht der Kerzen floß schemenhaft über bleiches Gebein und Hautfetzen.

»Was hast du getan, Brian?«

»Ich habe gegen den Sarg getreten, zum Henker. Eine der Leichen ist herausgerutscht.«

»Warum?«

»Frag mich nicht!« brüllte er. »Frag mich nur nicht. Aber ich frage dich, ob du mitkommen willst?«

»Wohin?«

»Nach oben, verdammt!«

»Nein, ich werde bei ihnen bleiben. Du bist nicht gut mit den Toten umgegangen, Brian. Du hättest ihnen mehr Respekt erweisen sollen, das finde ich nicht gut. Deshalb bist du in meiner Achtung sehr stark gesunken, Brian.«

»Weißt du eigentlich, daß mir dies scheißegal ist?«

»Kann sein.«

Wütend säbelte er mit einem Fußtritt einige Kerzen um, deren Flammen verlöschten, als sie über den Boden tanzten. Fuller überlegte, ob er die Blinde unten lassen sollte.

Klar, sie hatte den Weg immer allein gefunden und würde ihn auch diesmal finden.

Als er zwei Schritte gegangen war, fiel es ihr auf, sie hatte ihn gehört. »Wo willst du hin, Brian?«

»Aus diesem Totenloch verschwinden.«

»Bitte – noch einen Moment.«

Fuller wußte selbst nicht, weshalb er stoppte und sich umdrehte.

Diese Person schien eine Macht über ihn zu haben, anders konnte er es sich nicht erklären.

Die Blinde zog sich aus!

Zunächst wollte Fuller es nicht glauben. Er dachte an Halluzinationen, wischte sich über die Augen, aber das Bild blieb. Melu entledigte sich tatsächlich ihrer Kleidung. Den Pullover hatte sie schon über den Kopf gestreift, die Stiefel ebenfalls ausgezogen und streifte schon die Reithose über ihre Hüften.

Innerhalb weniger Sekunden war sie nackt, drehte sich um und ging einfach weg.

Sie verschwand lautlos in den hinteren Regionen des Gewölbes, dessen Ausmaße Fuller nicht bekannt waren. Er hörte noch das Klatschen der Schritte, dann verstummte auch das Geräusch.

»Ich werde verrückt!« sagte er keuchend zu sich selbst. »Ich drehe hier noch mal durch. Das ist unglaublich, das nimmt mir keiner ab, verdammt noch mal!«

Diesmal ließ er sich von seinen eigenen Gefühlen leiten und rannte nicht hinter der Kleinen her. Dieser Keller war ein Raum des Schreckens, hier hauste der Tod, und er wollte nicht, daß der Knochenmann auch nach ihm griff.

Deshalb mußte er so schnell wie möglich wieder verschwinden.

Bis zur Treppe waren es nur wenige Schritte. Rasch hatte er die Distanz überwunden, nahm die erste Stufe und blieb wie vom Blitz getroffen stehen, denn aus dem Halbdunkel der oberen Treppenhälfte lösten sich zwei Gestalten. Ein Mann und eine Frau.

»Loraine!« keuchte Brian wie im Fieber...

Auch wir hatten den Mann gesehen und waren stehengeblieben.

Der Modergeruch war mir schon zuvor aufgefallen, jedoch hatte ich darüber mit meiner Begleiterin nicht gesprochen. Ich wollte sie nicht noch mehr verunsichern, denn der Anblick der Kerzen im Keller hatte sein übriges dazu getan.

Uns war auch die Frauenstimme aufgefallen, gesehen hatten wir jedoch keine weibliche Person.

Nur der Mann stand vor uns, ächzte den Namen meiner Begleiterin, und die holte tief Luft, bevor sie eine Antwort gab.

»Brian Fuller – endlich! Ja, endlich habe ich dich gefunden, du Hundesohn.«

Er fing sich schnell wieder. »Wer ist der Kerl bei dir?« Seine Worte klangen wütend.

Jetzt wurde es kritisch. Ich hatte ein richtig mulmiges Gefühl. Meine Tarnung mußte einfach platzen.

Loraine Harper fing an, schrill und überspitzt zu lachen. »Sag mal, hast du deinen Verstand hier im Keller zurückgelassen. Du willst ihn nicht kennen?«

»Wer ist das?« Fullers Stimme hörte sich gefährlich an.

»Das ist Hank, dein Kumpel aus der Zelle, du Idiot!« Loraine schlug mehrmals gegen ihre Stirn.

Brian Fuller rührte sich nicht. Einmal nur zuckte sein Mund. Er sah aus, als wollte er lachen, doch er schüttelte den Kopf. »Nein, nein, du blödes Miststück. Das ist nicht Hank, das ist er nicht. Du hast dir einen Bären aufbinden lassen.«

»Wieso?«

»Frag nicht so blöde. Es ist nicht der Hank, der mit mir im Knast gegessen hat. Ich kenne den Typen nicht. Der hat dir irgendwas untergeschoben. Ich weiß nicht, welche Lüge er dir erzählt hat, aber

Hank ist es nicht. Der ist nämlich tot. Oder er ist von den Toten auferstanden. Das kann auch sein.«

Ich schielte Loraine an. Selbst bei diesen Lichtverhältnisse war die Veränderung auf ihrem Gesicht zu erkennen. Die Haut bekam die Farbe von kaltem Fett.

»Stimmt das?«

»Wenn Fuller das sagt.«

Loraine holte Luft, es zischte dabei, als würde Gas aus einem Ballon strömen. »Nicht Hank, okay, er ist tot. Da... da ... wer, wer bist du dann verdammt? Und weshalb hast du mich reingelegt? Warum hast du mir erzählt, daß du Hank bist?«

»Das habe ich nicht. Sie, Loraine, haben mich als Hank identifiziert. Es ist dabei geblieben.«

Sie wich vor mir zurück, indem sie zwei Stufen vorlief, sich gegen die Wand drückte und ihren Freund anschaute. »Sorry, Brian, das wußte ich nicht. Warum mußtest du dich auch in diesem verdamnten Keller verstecken?« heulte sie los. »Warum, zum Henker?«

»Schnauze, Loraine!« Er stierte mich an. »Da du nicht Hank bist, mußt du ein anderer sein. Wer?«

»John.«

»Und weiter.«

»Sinclair.«

Fuller verengte seine Augen. Für mich ein Zeichen, daß er nachdachte. Sogar zu einem Ergebnis kam er. »Moment mal, bist du nicht der Typ, auf den Melu gewartet hat?«

»Sie meinen Melusine de Lacre.«

»Ja.«

Ich nickte ihm entgegen. »Sie erwartete mich in der Tat. Wir wollten uns treffen.«

Mit der Zungenspitze fuhr er über seine Lippen. Seine Handfläche berührte die Wange, die Bartstoppeln hinterließen ein kratzendes Geräusch. »Weshalb wolltet ihr euch treffen?«

»Das müssen Sie die Frau fragen. Ich will Ihnen ehrlich sagen, daß ich sie nicht einmal persönlich kenne. Bisher habe ich nur am Telefon mit ihr gesprochen.«

»Tatsächlich?«

»So ist es. Ich habe von ihrer Existenz bis zum heutigen Morgen keine Ahnung gehabt. Ich bin übrigens von London hergefahren. Das ist alles, Mister.«

Fuller hatte die Augen etwas verdreht, als er nickte und trotzdem skeptisch fragte: »Soll ich dir den Scheißdreck glauben? Du bist doch nur gekommen, um abzusahnen.«

Ich lächelte spöttisch. »Bei wem? Vielleicht bei Miß de Lacre? Was gibt es hier abzusahnen.«

»Vielleicht zwei Tote, die von dieser komischen Insel stammen, wie die Kleine auch.«

»Klären Sie mich auf. Wie heißt diese Insel?«

»Avalon!«

Ich war überrascht, was ich mir allerdings nicht anmerken ließ.

Natürlich kannte ich den Namen und wußte auch, welche Legenden sich um dieses Stück Eiland rankten.

Avalon, die Nebelinsel, die Insel der Toten und gleichzeitig die Insel der Lebenden. Aus der keltischen Mythologie entstanden, waren schon die Gralsritter auf der Suche nach Avalon gewesen, die sie auch mit dem heiligen Gral, der Blutschale Christi, in Verbindung gebracht hatten. Selbst Parzival hatte nach Avalon gesucht.

»Damit kannst du was anfangen, nicht wahr?« fragte mich der Ausbrecher. »Rede schon.«

Ich sagte ihm nicht die Wahrheit. »Gehört habe ich von der geheimnisvollen Insel.«

»Okay, wo kann man sie finden?«

»Im Westen.«

Er trat mit dem Fuß auf. »Verarsch mich nicht! Der Westen ist groß. Wo, zum Henker?«

»Vielleicht am Ende des Regenbogens. Keiner kennt den direkten Weg zu Avalon.«

»Dann beschreib den indirekten.«

»Der führt über den Geist, die innere Einstellung und auch den Glauben, mein Freund.«

»Jetzt redet er Stuß!« erklärte Loraine Harper. »Wirklichen Bockmist.«

Sie fand bei Fuller Unterstützung. »Ja, das glaube ich auch. Loraine. Der will sich über uns lustig machen. Solche Typen konnte ich schon im Knast nicht leiden.« Er strich über sein dunkles Haar, das lang in seinen Nacken hineinwuchs. »Immer wenn man mich verarschen wollte, wurde ich sauer.«

Ich war es langsam leid, mich mit diesem seltsamen Pärchen herumzuschlagen. »Sie haben mir eine Frage gestellt, ich habe Sie Ihnen beantwortet. Was wollen Sie noch?«

»Alles.«

»Das haben Sie gehört. Aber ich will jetzt endlich wissen, wo ich Miß de Lacre finden kann?«

»Sie war hier«, hauchte mir Fuller entgegen. »Aber jetzt ist sie wieder weg. Stell dir das mal vor.«

»Ich habe keinen aus dem Keller kommen sehen. Sie wäre uns sonst begegnet.«

»Stimmt auffallend.« Er deutete nach hinten. »Das Gewölbe ist groß. Wir leben hier alle in einem großen Grab zusammen, wenn du

verstehst, mein Junge. Sie ist tiefer in das Grab hineingegangen und hat die beiden Toten zurückgelassen. Wenn du genau hinschaust, kannst du sie sehen. Da, zwischen den Kerzen.«

Ich sah zwar hin, konnte sie trotzdem nicht erkennen, weil mich das Licht blendete. Es waren einfach zu viele Flammen, die unruhig unhertanzten.

Loraine Harper hatten die Worte ihres Freundes auch nicht gefallen. »Was redest du da für einen Mist? Irgendwelche Toten oder was weiß ich noch alles?«

»Stimmt.«

Loraine verzog das Gesicht. »Ich glaube, es wird Zeit für mich, von hier zu verschwinden. Es stinkt nach Leichen oder wie auch immer. Das ist nicht zum Aushalten. Ich will mit dir abhauen, verstehst du das?«

»Klar, du willst einen Teil der Beute.«

Der letzte Satz hatte mir endgültig bewiesen, daß ich es mit einem Ausbrecher zu tun hatte. Ich glaubte mich auch daran erinnern zu können, eine Meldung darüber gehört zu haben, hatte aber nicht genau achtgegeben. Fuller hatte sich nach seinem Ausbruch in diesem Haus versteckt, Loraine angerufen, damit sie ihn abholte und auch zu seinem Geldversteck schaffte. Raffiniert ausgedacht.

Ich aber war Polizist und mußte nach Möglichkeit eine derartige Tat verhindern. Noch ahnten die beiden nicht, mit wem sie es zu tun hatten, doch Loraine nahm einen Faden auf, der mir überhaupt nicht gefiel und mein Treffen mit Melusine noch verzögern konnte.

»Ich dachte mir gleich, daß es nicht dein Kumpan Hank gewesen ist. Den hast du mir anders beschrieben.«

»Und weshalb hast du dann so gepennt?«

»Weiß nicht. Wir können es richten.«

Sie schaute mich von oben bis unten an, bevor sie breit grinste.

»Weißt du was, Sinclair, du könntest auch ein Bulle sein.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Irgendwie stinkst du nach Weide.« So wie sie den Satz sprach, war ihr anzuhören, daß sie keine Polizisten mochte.

»Höchstens nach Moder«, erwiderte ich und ärgerte mich, weil ich mich zu sehr auf sie konzentriert hatte denn ihr Freund zog mit einer gedankenschnellen Bewegung sein Messer, sprang eine Stufe hoch, baute sich versetzt stehend auf und hielt mir die verfluchte Spitze dicht vor den Bauch.

»Ein Bulle?« echote er gedehnt. »Das darf doch nicht wahr sein, Stinker.«

»Ich habe es auch nicht behauptet.«

Er lachte krächzend. »Richtig, das war Loraine. Nur wirst du es kaum glauben, ich kenne sie schon ziemlich lange, und sie hat eine Nase für

Bullen. In ihrer Jugend ist sie mal für ein Jahr auf den Strich gegangen, da hat sie jeden Bullen sofort gerochen. Stallgeruch, verstehst du?« Während dieser Worte hatte er sein Messer heftig bewegt, die Klinge vorgestoßen, sie wieder zurückgezogen, aber die Spitze nie durch meine Kleidung gedrückt.

Ich blieb gelassen. »Man kann sich auch irren. Oder hat dir Mrs. de Lacre etwas Ähnliches gesagt?«

»Nein. Ich habe sie auch nicht danach gefragt. Aber jetzt, Sinclair, will ich wissen, wer du bist.«

Loraine meldete sich wieder. »Bestimmt ist er wegen dir gekommen. Das junge Weib hat dich verraten.«

»Nein, Loraine. Keiner weiß, wo ich mich versteckt halte. So schlau sind die Bullen nicht.«

»Dafür würde ich meine Hand nicht ins Feuer legen.«

»Hör auf zu jammern.« Er kümmerte sich wieder um mich. »Zeig mir doch mal deinen Ausweis, Sinclair. Wenn du nicht feige bist, kannst du zugeben, daß du zu den Bullen gehörst.«

»Ich wollte mich nur mit Melusine de Lacre treffen, mehr nicht, Mister.«

»Vielleicht siehst du sie als Toter. Die Kleine ist blind, weißt du. Mein Gesicht kennt sie nicht, aber du hast es gesehen. Das ist schlecht, verdammt schlecht.«

Er glotzte mir von unten her ins Gesicht. Ich habe oft genug mit Gangstern und Killern zu tun, und ich weiß, wann sie bereit sind, jemand zu töten.

Mir gefiel der Blick des Mannes überhaupt nicht. Er besaß etwas Lauerndes und erinnerte gleichzeitig an den eines Raubtieres, das sich in die Enge getrieben fühlt.

Ich hob die Schultern. »All right, Mister, Sie haben die besseren Karten. Darf ich in meine Tasche greifen und Ihnen meinen Ausweis zeigen?«

»Klar, das darfst du. Aber sehr, sehr vorsichtig! Ich bin mit dem Messer schnell wie eine Klapperschlange mit dem Zubeißen!«

»Das glaube ich Ihnen gern. Sie machen mir auch einen sehr gefährlichen Eindruck.«

Fuller zog eine Grimasse, weil er nicht wußte, ob ich ihn mit, der letzten Bemerkung auf den Arm genommen hatte oder nicht. Er verfolgte meine rechte Hand, die ich halb hochgenommen hatte und in Richtung rechter Innentasche führte.

Wie gesagt, er sah auf die Hand, nicht auf meinen Fuß. Das hatte ich auch so gewollt.

Mein Bein war schneller als sein Messer. Ich erwischte seinen Arm am Ellbogen mit der Fußspitze. Die Hand schnellte hoch, er selbst schrie auf, und das Messer machte sich selbständig.

Ein zweiter Tritt fegte ihn von der untersten Stufe in das Gewölbe hinein, wo er auf den Rücken schlug.

Ich sprang ihm nach.

Diesmal machte ich den Fehler, denn ich hatte nicht mit Loraines Schnelligkeit gerechnet und auch nicht damit, wie abgebrüht sie war, denn sie stellte mir ein Bein.

Aus dem Sprung wurde eine Bruchlandung. Rasend schnell sah ich die harte, dunkle Fläche auf mich zukommen, dann schlug ich auf und hörte die Engel im Himmel singen.

Dabei war es nur Loraine, die schrie und die nichts mehr auf der Treppe hielt, denn sie sprang mir mit beiden Beinen zuerst in das Kreuz, so daß ich glaubte, mein Rücken würde in der Mitte auseinanderbrechen. Damit nicht genug. Plötzlich geiferte sie los, wurde zur Furie und brüllte: »Stich ihn ab, das Schwein...!«

Ich trug zwar eine Pistole bei mir, die einem Messer immer überlegen war, aber es nutzte nichts, weil ich an die Waffe einfach nicht herankam. Sie klemmte fest, denn dieses verdammte Weib hockte auf mir und schlug gegen meinen Hinterkopf.

Beim Aufprall hatte ich mir die Stirn gestoßen, eine zweite Schmerzquelle sollte nicht noch unbedingt hinzukommen.

Zwar geben viele Kerzen auch ein entsprechendes Licht, aber das Gewölbe war einfach zu groß, als daß es bis in alle Ecken hätte ausgeleuchtet werden können.

Wir bewegten uns in einem diffusen Dämmerlicht, und Fuller sah ich auch mehr als Schatten, wie er zur Seite huschte, gebückt ging und nach seinem Messer suchte.

Eine zweite Waffe besaß er nicht, sonst hätte er sie längst eingesetzt.

Ich hatte noch Zeit – und bockte plötzlich wie ein störrischer Esel.

Damit hatte Loraine Harper nicht gerechnet. Bevor sie es sich auf meinem Rücken bequem machen konnte, flog sie nach hinten und landete ebenfalls hart. Sie überschlug sich sogar.

Ich war einen Moment später wieder auf den Beinen, zwar noch etwas angeschlagen, aber nicht zu benommen, als daß ich meine Umgebung nicht hätte wahrnehmen können.

Nicht weit von mir entfernt huschte Brian Fuller vorbei, nahm im Sprung sein Messer an sich, kam in die Höhe, hob den Arm und wollte die Klinge auf mich zuschleudern.

»Ich an deiner Stelle würde es lassen. Kugeln sind immer schneller, mein Freund!«

Er stand da und wurde zum Denkmal. Den rechten Arm erhoben, das Messer wurfbereit zwischen den Fingern. Jetzt wußte er tatsächlich nicht, wie er aus der Lage herauskommen sollte, stierte die Beretta an

und atmete durch den offenen Mund.

»Laß mal den Zahnstocher fallen. Der hat dir vielleicht im Knast Glück gebracht, hier nicht!«

Loraine drehte durch. »Und er ist *doch* ein Bulle!« kreischte sie.

»Das habe ich gerochen.«

Sie stand günstig. Ich brauchte den Lauf nur ein wenig nach rechts zu schwenken, um auch sie vor der Mündung zu haben. Auf ihrer Lederjacke blitzte der Straßbesatz im reflektierenden Kerzenlicht.

Sie bewegte ihre Lippen, ohne weiterzusprechen, weil sie einfach an ihrer Wut erstickte.

Das Messer klirrte zu Boden. In das Geräusch hinein fielen meine erklärenden Worte: »Ja, ich bin Polizist. Ihre Nase hat Sie nicht getrogen, Loraine.«

»Drogenfahnder, oder...?«

»Scotland Yard. Nur bin ich nicht wegen Brian Fuller gekommen. Ich wollte nur Melusine de Lacre sprechen, das heißt, sie hat mich gesucht, aus welchen Gründen auch immer. Daß sie blind ist, wußte ich bisher nicht. Das machte die Sachlage nicht leichter. Daß wir uns trafen, ist der reine Zufall.«

Beide hatten meine Erklärungen gehört, doch nur Fuller knirschte mit den Zähnen, so wütend war er. Ich konnte ihn verstehen. Es hätte alles wunderbar für ihn laufen können, wäre ich ihm und seiner Freundin nicht in die Quere gekommen.

Um die beiden ging es nicht. Melusine de Lacre war für mich wichtiger. Ich wollte endlich wissen, wo ich sie finden konnte und fragte Fuller nach ihr.

»Sie hat sich versteckt, Bulle. Vielleicht will sie dich nicht sehen. Kann ich ihr gut nachfühlen.«

»Reden Sie keinen Unsinn, Fuller! Was ist mit ihr?«

Er fing an zu lachen. Schrill und laut. Für mich und seine Freundin völlig motivlos, denn wir schauten uns verwundert an. Dann brach sein Lachen ab. »Sie ist einfach stark und völlig anders, verstehst du? Die hat Beziehungen zu anderen Welten, das sagte sie mir. Der Tod ist für sie nicht einfach der Tod.« Er fixierte mich. »Hast du eigentlich Mut, Bulle? Hast du Mut?«

Ich hob die Schultern. »Was soll die Frage?«

»Ganz einfach. Ich möchte wissen, ob du Mut hast. Wenn ja, dann zeige ich dir etwas. Wenn du das siehst, kannst du deine Kanone vergessen.« Er drehte sich nach links, streckte den Arm aus und deutete dorthin, wo die Kerzen eine helle Insel bildeten. »Wahrscheinlich kannst du es nicht so genau sehen, denn die beiden Dinger stehen hinter und zwischen den Kerzen, aber ich würde nachschauen.«

»Das werde ich auch, Fuller. Nur mag ich es nicht, wenn ich dich frei

weiß. Handschellen sind für dich nichts Ungewöhnliches. Dreh dich um, damit ich sie dir anlegen kann.«

Er schaute mich mit einem Blick an, der eine Mischung aus Wut und Enttäuschung verriet. Ich konnte es ihm sogar nachfühlen. Fuller hatte alles auf eine Karte gesetzt. Es war ihm gelungen, aus dem Zuchthaus auszubrechen. Er hatte sogar ein sicheres Versteck gefunden und mußte nun miterleben, wie seine neu aufgebaute Welt zusammenbrach. Das wollte ihm nicht in den Kopf.

»Bis zur Wand zurückgehen!« befahl ich. »Du kennst das Spiel. Vorbeugen und abstützen.«

Er nickte und drehte mir den Rücken zu.

Ich hatte seine Freundin Loraine nicht vergessen. »Kommen Sie, Loraine, ich möchte Sie ungern in meinem Rücken wissen.«

»Wieso?«

»Machen Sie schon!«

Sie gehorchte, schielte während des Gehens zu den Kerzen hin und tat ansonsten nichts, was mich hätte beunruhigen können.

Gewonnen hatte ich noch nicht, das wußte ich auch. Mir war ein Teilsieg gelungen. Schon längst hatte ich etwas von der unheimlichen Atmosphäre gespürt, die innerhalb der Wände lauerte. Obwohl Melusine de Lacre nicht zu sehen war, drehte sich alles nur um sie. Diese Frau war der Mittelpunkt, sie hatte das Rad in Bewegung gesetzt, das sich an dem geheimnisvollen Begriff Avalon festgesetzt hatte.

Noch wußte ich nicht, worum es ging, ich mußte zunächst einmal den Ausbrecher loswerden.

Er kannte sich tatsächlich aus. Einen Schritt vor der Wand hatte er Aufstellung genommen, dann kippte er seinen Oberkörper nach vorn und stützte sich mit beiden Händen an der Wand ab. Seine Freundin mußte sich ebenfalls in der Haltung aufbauen, nur etwas von ihm entfernt.

»Rühren Sie sich nicht, Loraine!« warnte ich sie. »Es ist wirklich besser für Sie.«

»Halts Maul, Bulle.« Ihr gefiel die Haltung nicht. Den Kopf hatte sie nach links gedreht und hielt den Blick gesenkt.

Ich hatte die Acht schon losgehackt und nahm mir zuerst den linken Arm des Ausbrechers vor. Das Anlegen der Handschellen lernt man im Laufe der Zeit, auch mir bereitete es keinerlei Schwierigkeiten, ihm die stählerne Acht umzulegen. Er stand in einer ungewöhnlich geraden Haltung vor mir, die Hände auf dem Rücken, den Kopf in den Nacken gelegt, den Blick gegen die Decke gerichtet, die irgendwo im Dämmer einfach verschwand.

»Okay, Fuller.« Sicherheitshalber klopfte ich ihn nach weiteren Waffen ab, fand jedoch keine.

»Bulle, die Karten sind noch nicht ausgereizt!« flüsterte er.

»Für dich schon.«

Da lachte er nur. Möglicherweise auch deshalb, weil er, ebenso wie ich, Schritte gehört hatte.

Nicht sehr normal klingende, sondern schlurfende Schritte von einer vierten Person.

Ich drehte mich um, Loraine ebenfalls.

Beide sahen wir die Gestalt.

Sie schlich durch das Gewölbe, war nackt bis auf ein weißes Tuch oder Totenhemd, das sie vor ihrem Körper hielt, und umklammerte mit der rechten Hand den Griff des Messers, das einmal Brian Fuller gehört hatte...

Wir alle waren konsterniert! Selbst das dunkelhaarige Mädchen, das jenseits der Lichtinsel stand und dessen Körper einen bizarren Schatten warf, rührte sich nicht mehr von der Stelle. Es war stehengeblieben und wartete ab.

Auch Loraine, die nicht auf den Mund gefallen war, schwieg. Mit dieser Wendung hatte selbst sie nicht gerechnet.

So also sah die Person aus, die nach mir gesucht hatte. Eine Vorstellung von ihr hatte ich mir nicht gemacht, trotzdem war ich von ihrem Anblick überrascht worden. Sie machte auf mich einen ängstlichen Eindruck, wirkte wie zusammengezogen und hatte auch das lange Hemd ängstlich vor ihrem nackten Körper zusammenge rafft.

Das Messer gefiel mir nicht. Sie hielt es mit der Klinge nach unten und hatte es wahrscheinlich nur durch einen Zufall gefunden.

Sehen konnte sie mich nicht, höchstens fühlen. Ihre Augen kamen mir vor wie graue Teiche, in denen sich kein Leben mehr abzeichnete. Wenn sie unser Gespräch verfolgt hatte, war sie auch über die Dinge informiert, nur wollte ich mehr von ihr wissen und sprach sie mit leiser Stimme an:

»Wir sehen dich, Melusine. Du hörst jetzt meine Stimme. Hörst du sie, dann gib Bescheid.«

Sie nickte.

Mir fiel ein kleiner Stein vom Herzen. »Okay, Melusine de Lacre, okay. Du hast mich gesucht, jetzt hast du mich gefunden, denn ich, John Sinclair, spreche zu dir. Ich bin John Sinclair, den du so sehr gesucht hast.«

Ich war gespannt darauf, wie meine Worte wirken würden und sah sie zögernd nicken.

»Aber wer bist du? Ich kenne nur deinen Namen Melusine de Lacre. Was steckt hinter dir? Welch eine Vergangenheit hast du? Das will ich von dir wissen.«

Selbst Loraine und ihr Freund Fuller konnten sich dem gespannten Reiz der Lage nicht entziehen. Sie warteten gespannt auf eine Antwort. Melusine ließ sich Zeit. Zunächst bewegte sie nur ihre Lippen, ohne etwas zu sagen, dann drang ein Zischen aus ihrem Mund, und schließlich flüsterte sie die Antwort.

Ich mußte schon sehr genau hinhören, um sie überhaupt verstehen zu können.

»Ich bin die Vergessene aus Avalon. Und dich, John Sinclair, habe ich gesucht!«

Was bisher nur Vermutung gewesen war, bekam ich nun bestätigt.

Sie war eine junge Frau, sie stammte aus Avalon, dieser geheimnisvollen, sagenhaften Insel des Lebens, obwohl man sich dorthin zurückzog, um Sterben zu wollen.

Avalon bestand für mich aus Rätseln. Bisher hatte ich mich damit nicht beschäftigt, doch ich hatte gewußt, daß ich irgendwann einmal damit konfrontiert werden würde.

Nun war es soweit.

Avalon, ich dachte darüber nach, und mir fiel ein anderer Begriff ein, der sich ähnlich anhörte.

Aibon...

Konnte es sein, daß beide Begriffe oder Reiche in einem Zusammenhang standen?

Ich wischte die Gedanken weg, weil ich mich auf näherliegende Dinge konzentrieren wollte. Alles andere lag im verschwommenen Nebel der Zukunft, die Gegenwart interessierte mich mehr.

»Du hast mich gesucht und gefunden. Was ist der Grund dafür? Willst du ihn mir jetzt nennen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, das will ich nicht.«

»Hängt es mit deiner Blindheit zusammen?«

»Vielleicht.«

Ich ließ sie nicht in Ruhe und wollte wissen, weshalb sie sich ausgezogen hatte.

»Ich muß das Kleid der Reinheit überstreifen. Nur wenn ich dieses Kleid trage, kann mir der Weg nach Avalon geöffnet werden. Du bist da, das Kleid ist da. Meine Eltern haben es für mich aufbewahrt und mich vor ihrem Tod eingeweiht.«

»Liegen sie hier?«

»Ja, ich habe sie in das Gewölbe gelegt, denn ich wollte sie immer bei mir haben. Jeden Tag ging ich hinab in das Gewölbe und zündete die Kerzen an. Die Totenfeier soll nie aufhören. Das Licht muß leuchten, denn es weist ihnen den Weg, und es zeigt ihnen gleichzeitig, das sie von mir nicht vergessen sind.«

Bisher hatte ich durch das zuckende Kerzenlicht nicht allzuviel erkennen können. Wohl ein paar Umrisse, aber nichts Genaues.

Deshalb ging ich auf die helle Insel zu.

Loraine Harper rührte sich nicht. Ich rechnete von ihrer Seite mit keiner Gefahr, und Fuller hatte ich auf elegante Art und Weise ausgeschaltet.

Über die Lichtinsel hinweg schauten wir uns an. Melusine war eine hübsche junge Frau, fast ein Mädchen noch. Nur die Augen störten den Gesamteindruck. Vielleicht trug sie tagsüber eine dunkle Brille wie viele Blinde.

Ich sah die Toten, ich sah einen zerbrochenen Sarg, aus dem die Leiche herausgerollt war. Der Zustand beider Toten war schlimm.

Sie befanden sich in einem hochgradigen Verwesungsstadium und sonderten einen ekligen Geruch ab, der kaum von dem des Kerzenlichts kompensiert werden konnte.

Knochen, altes Fleisch, Stoffreste, aber keine Gesichtsorgane mehr, das alles präsentierte sich meinen Blicken, und auch ich merkte, wie mein Magen nicht mitmachen wollte.

»Ich sehe deine Eltern, Melusine. Du weißt, was mit ihnen passiert ist?«

»Ich habe sie nie gesehen.«

»Nun, sie sind verwest wie alle Toten. Du hättest sie lieber begraben sollen.«

Melusine ließ sich Zeit mit der Antwort. »Begraben?« echote sie dann. »In der feuchten Erde verstecken? Nein, das wollte ich nicht. Das hätte ich nie gekonnt. Was ist schon ein Körper, frage ich dich? Ist er denn überhaupt wichtig? Nein, würde ich sagen, er ist nicht wichtig. Nur der Geist zählt, und ich weiß genau, daß der Geist nicht zerstört werden kann, auch der meiner Eltern nicht. Ihre Seelen, ihre Geister haben den Weg gefunden, ich weiß, daß sie nach Avalon hineingekommen sind. Die Insel hat sie aufgenommen, sie ist einfach wunderbar. Sie gibt den Toten eine Chance, und viele sagen, daß sie die Toten wieder ins Leben zurückschickt. Avalon kann heilen, Avalon wird mich heilen. Ich stamme von dort, ich bin nur vergessen worden, aber ich werde wieder in meine alte Heimat zurückkehren.«

»Wie willst du das machen?« fragte ich.

»Durch dich!« lautete ihre schlichte Antwort. »Nicht grundlos habe ich dich so lange gesucht. Du, John Sinclair, wirst mir den Weg nach Avalon zeigen.«

Erst wollte ich lachen. Als ich ihr ernstes Gesicht sah, verbiß ich es.

»Aber wie kann ich das schaffen, Melusine? Es tut mir leid, ich weiß keine Möglichkeit. Ich kenne die Insel nicht einmal. Ich könnte dir nicht sagen, wie ich dorthin käme.«

»Doch, du mußt es wissen, denn du allein hast die Chance, mich nach Avalon führen zu können.«

»Sag es mir!«

Ich wartete gespannt auf ihre Antwort, weil ich ahnte, daß sich hier etwas Großes anbahnte. Ein gewaltiges Abenteuer, das Dimensionen sprengen würde.

»Nein, John Sinclair, noch nicht. Die Zeit ist einfach nicht reif, wenn du verstehst.«

»Gibt es Schwierigkeiten?«

»Nur wir beide, John, nur wir beide können es schaffen. Sonst niemand. Du darfst niemanden einweihen. Wir beide müssen uns darauf konzentrieren. Fremde würden stören.«

»Meinst du damit Loraine und Brian?«

»Ja.«

Fuller lachte hinter mir scharf auf. »Hör zu, du undankbares Luder. Ich bin es gewesen, der dich zum Haus gebracht hat, als dich dein Pferd abwarf. Ohne mich hättest du dich verlaufen, Süße. Undankbarkeit ist der Welt Lohn, das habe ich bei dir wiederentdeckt. So eine verdammte Scheiße, Süße.«

»Halten Sie den Mund, Fuller!«

»Aber es ist so gewesen. Du kannst die Kleine fragen, Bulle. Los, frag sie doch.«

Ich fragte sie nicht, denn ich glaubte ihm auch so. Dafür wandte ich mich an die Blinde. »Wie hast du dir den weiteren Weg mit mir gemeinsam vorgestellt. Kannst du mir das sagen?«

Sie nickte mir langsam zu. »Ja, das kann ich dir genau sagen. Wir beide werden dieses Haus verlassen müssen. Hier finden wir nicht den Weg zum Ziel.«

»Gut. Und wohin sollen wir gehen?«

»Das werde ich dir später sagen. Du wirst schon erleben, wie wir das Tor nach Avalon öffnen. Ich habe genug Zeit gehabt, mir alles genau zu überlegen, und ich weiß sehr gut, daß es der einzige richtige Weg für uns ist.«

»Darf ich dich noch einmal danach fragen, was dich so sehr zu dieser Insel hintreibt?«

»In Avalon werde ich wieder normal werden können. Ich bekomme mein Augenlicht zurück.«

Mit dieser Antwort hatte ich nicht gerechnet und sprach auch leider dagegen. »Glaubst du nicht, daß du es einmal bei einem Arzt versuchen solltest?«

»Nein, überhaupt nicht. Ich will keinen Arzt haben. Er... er würde es nicht schaffen. Es ist keine normale Blindheit, das weiß ich von meinen Eltern. Sie sind zwar tot, doch ihre Geister leben, sie begegneten mir in meinen Träumen. Von ihnen habe ich erfahren, daß ich dich suchen und finden muß, um eine Lösung für meine Probleme zu bekommen. So ist das, John Sinclair.«

Ich dachte darüber nach, wobei und wodurch ich ihr helfen konnte.

Mit der geheimnisvolle Insel Avalon, dem Eiland der Äpfel, wie es ungefähr übersetzt heißt, hatte ich bisher nichts zu tun gehabt.

Für mich war Avalon ein nebulöser Begriff gewesen und auch geblieben.

Daß sie ausgerechnet mich ausgesucht hatte, war natürlich kein Zufall. In gewisser Hinsicht kann ich mich als einen außergewöhnlichen und auch ungewöhnlichen Menschen bezeichnen, was erstens mit meiner mehrmaligen Wiedergeburt zusammenhängt und natürlich mit dem Besitz des Kreuzes, das seinen Weg durch die Jahrhunderte gefunden hatte und sich nun bei mir befand.

War es das Kreuz? Hatte mich Melusine de Lacre deshalb so intensiv gesucht, weil ich der Träger des Kreuzes war? Ich war nicht so arrogant, um behaupten zu können, daß ich alles wußte, was sich um mein Kreuz drehte. Ich konnte mir gut vorstellen, daß es gewisse Dinge gab, die noch im dunkeln lagen. Dazu konnte eine Brücke gehören, die mein Kreuz nach Avalon schlug.

Ich fragte Melusine de Lacre jetzt direkt. »Weshalb gerade ich, Melusine?«

»Meine Eltern rieten mir.«

»Sie müssen dir einen Grund genannt haben.«

»Vielleicht...« Mehr fügte sie nicht hinzu, bewegte sich zur Seite, legte das Messer weg und streifte endlich das lange Leinenkleid über. So war ihre Blöße bedeckt. Sie bückte sich wieder, um das Messer aufzuheben. Trotz ihrer Blindheit fand sie es mit einem zielsicheren Griff. Sie mußte sich an dem Geräusch orientiert haben.

Ohne sich weiter um mich zu kümmern, drehte sie sich um und ging einfach weg.

Diesmal schritt sie nicht tiefer in das Gewölbe hinein, sie schlug den Weg zur Treppe ein.

»Sei vorsichtig!« warnte ich sie. »Ich möchte nicht, daß Fuller noch durchdreht.«

»Ich bin doch gefesselt, du Scheißbulle.«

Auf ihn achtete ich nicht. Nicht weit von der Treppe entfernt blieb Melusine stehen, das Messer noch immer festhaltend. Es gefiel mir nicht, daß sie die Waffe besaß, außerdem stand Loraine Harper nicht weit von ihr entfernt, und sie starrte die Klinge mit einem lauernden Blick an.

»Machen Sie keinen Unsinn, Loraine.«

Sie breitete die Arme aus. »Wie sollte ich denn?«

Ich ging auf Melusine zu. Sie merkte, daß ich dicht vor ihr stehenblieb, und erschauerte leicht.

»Gib mir das Messer, bitte...«

»Warum?«

»Ich möchte es haben.«

»Nein, ich will mich schützen.«

»Das brauchst du nicht mehr, weil ich in deiner Nähe bin. Du hast mich gesucht und gefunden. Jetzt werde ich derjenige sein, der dich beschützt. Abgemacht?«

Sie überlegte noch, nickte und streckte mir ihre Hand entgegen.

Ich hatte mich so hingestellt, daß ich auch Loraine unter Kontrolle halten konnte. Sie schaute zu, wie ich das Messer an mich nahm und es schräg in den Gürtel steckte.

Von ihrem Gesicht las ich die Enttäuschung ab. »Ich glaube, Loraine, daß der Zug für euch beide abgefahren ist. Ihr habt keine Chance mehr, der Bogen ist überspannt worden.«

»Noch ist Brian nicht hinter Gittern.«

»Genießt die wenige Zeit noch.« Für mich waren sie kein Thema mehr, und Loraine erstickte fast an ihrer Wut. Ich hatte mich trotzdem geirrt. Vielleicht hätte ich ihr die Lage nicht so glasklar vor Augen halten sollen, denn sie war darauf fixiert gewesen, zu gewinnen.

Das wollte sie auch durchziehen.

Daß ich bewaffnet war, darum kümmerte sie sich nicht. Durch das Gewölbe gellte ihr Schrei. Ein Laut der Wut, geboren aus dem Haß und dem Wissen der Niederlage. Sie wollte es einfach nicht akzeptieren – und rannte plötzlich los.

Ich war zu weit von ihr entfernt, um sie aufhalten zu können. Sie jagte bereits die Treppe hoch, als sie mein Ruf erreichte. »Bleiben Sie stehen, Loraine!«

»Leck mich!« brüllte sie zurück und hetzte weiter.

Natürlich hätte ich schießen können und sie auch noch auf der Treppe erwischt, doch jemanden in den Rücken zu schießen, nein, das ist nicht mein Fall.

Ich verfolgte sie auch nicht, weil ich unbedingt hier unten bleiben und Fuller nicht mit dem blinden Mädchen allein lassen wollte. Hier war noch einiges zu klären.

Natürlich wurde Fuller sauer. Er wollte es nicht hinnehmen, daß er von seiner Freundin im Stich gelassen wurde. Er brüllte hinter ihr her, und beschimpfte sie mit Worten, die man kaum wiederholen kann. Oben schlug eine Tür, dann war es still.

»Pech für dich, Fuller. Auf der ganzen Linie, mein Freund. Du hättest im Knast bleiben sollen. Jetzt wird die Strafe für dich verlängert, glaub es mir.«

»Ja, Arschloch!«

»Halten Sie den Mund!« fuhr ich ihn an. Er stand noch immer an der gleichen Stelle, jetzt zitternd vor Wut.

Ich kümmerte mich wieder um Melusine. »Wir werden den Weg gemeinsam gehen«, sagte ich zu ihr. »Aber ich möchte zuvor noch ein kleines Experiment durchführen.«

»Mit mir?«

»Nein, mit deinen Eltern.«

»Aber sie sind tot.«

»Leben nicht ihre Seelen, ihre Geister?«

»Sie haben mit mir Kontakt aufgenommen, das stimmt. Sie sind weit entfernt, nur ich kann sie hören, nur ich kann mit ihnen reden und ihre Ratschläge annehmen.«

»Das möchte ich herausfinden. Oder ich weiß es, Melusine.«

»Sag bitte Melu zu mir, das ist kürzer!«

»Einverstanden, Melu. Ich werde jetzt zu deinen Eltern gehen und mit den Toten ein Experiment starten. Ich möchte dir nur sagen, daß ich ein sehr altes und geheimnisvolles Kreuz besitze, in dem Kräfte wohnen, die nicht einfach zu begreifen sind. Ich werde dieses Kreuz aktivieren und es deinen Eltern entgeghalten.«

»Kann ich es betasten?«

Ich überlegte einen Moment. »Ja«, sagte ich dann, »warum eigentlich nicht? Warte.« Ich löste das Kreuz von meiner Brust und hörte Melus leise Warnung.

»Ich höre Schritte hinter dir.«

Sie besaß ein besseres Gespür. Ich glaubte ihr und drehte mich blitzartig um.

Noch hatte er mich nicht erreicht, aber Brian Fuller stand nicht weit entfernt, er hätte ausholen und mir ins Kreuz treten können und hatte dies wahrscheinlich auch vorgehabt, aber mein Blick sagte alles. Er verzog seine Lippen, nickte und ging zurück.

»Alles klar.«

»Bleib an der Wand stehen, sonst holst du dir eine Beule, Fuller.«

»Schon gut, Bulle.«

Erst als er seinen ursprünglichen Platz eingenommen hatte, wandte ich mich wieder meiner eigentlichen Aufgabe zu. Melu faßte das Kreuz an. Zuerst mit der linken Hand, danach mit der rechten. Sie hatte das Silber kaum berührt, als ihr Atem stoßweise über die Lippen drang ein Zeichen dafür, wie erregt sie war.

»Das... das ... was ist das?«

»Mein Talisman.«

»Ich spüre ihn nicht nur zwischen meinen Fingern, ich merke auch etwas von der Kraft, die von diesem Kreuz ausgeht. Es steckt voll Energie, guter Strömungen. Du bist wirklich ein außergewöhnlicher Mensch, John Sinclair.«

»Das will ich nicht behaupten, aber ich bin der Erbe des Kreuzes. Man nennt mich auch den Sohn des Lichts. Hast du diesen Begriff je gehört, Melu?«

»Bisher nicht.«

»Dann kennst du es jetzt. Du hast dir den richtigen ausgesucht. Nur

möchte ich von dir erfahren, ob es das Kreuz ist, daß uns den Weg nach Avalon zeigen wird.«

Sie ließ sich mit ihrer Antwort Zeit. Mein Kreuz wurde noch einmal sehr genau von ihr betastet, bevor es durch ihre Hand glitt.

Dann schüttelte sie den Kopf.

»Nicht?« fragte ich.

»Tut mir leid, aber ich kann nichts feststellen. Es wird uns den Weg nicht zeigen.«

»Schade.« Ich nahm es ihr aus den zitternden Fingern. »Dennoch möchte ich es versuchen. Ich will das Kreuz aktivieren und bei den Leichen eine magische Sphäre schaffen.«

»Was ist das?«

»Licht, reines Licht. Positive Energie. Ich möchte einfach erfahren, ob ich mit deinen Eltern Kontakt aufnehmen kann, die zwar als halbverweste Körper hier im Gewölbe liegen, deren Geister sich aber in anderen Sphären befinden und uns möglicherweise hören. Das habe ich genau vor.«

»Und... und ich?«

»Du kannst mich begleiten.«

Bevor wir es in Angriff nahmen, kümmerte ich mich um Fuller. Ich wollte ihm nicht die Chance zur Flucht geben und fesselte ihn anders, Hand und Fußgelenk klickte ich zusammen, was ihm überhaupt nicht gefiel, denn er fluchte, wehrte sich, so daß ich mich gezwungen sah, ihm eine mittelschwere Kopfnuß zu verabreichen, die ihn nicht bewußtlos werden ließ, sondern nur groggy machte.

Schlaff blieb er liegen, und wir bekamen die Gelegenheit, uns um die entsprechenden Versuche zu kümmern.

Sehr sicher bewegte sich die blinde junge Frau neben mir her. Sie fand sicher den schmalen Weg zwischen den aufgestellten Kerzen und blieb an den Fußenden der beiden Särge stehen, wobei einer von ihnen zerstört worden war.

Ich erfuhr, daß Fuller ihn zertreten hatte. Er mußte einen Wutanfall bekommen haben.

Man kann sich an viele Gerüche gewöhnen, nicht aber an den der Verwesung. Ich stand neben den beiden Leichen und beugte mich nach vorn, um sie genauer anschauen zu können.

Das Kerzenlicht tanzte über das bleiche Gebein, füllte auch die hohlen Schädel.

Das Mädchen konnte seine Eltern nicht sehen. Es hatte sie sehr geliebt, eigentlich konnte es froh sein, daß ihm dieser Anblick erspart blieb, aber Melu wußte auch so, wie ihre Eltern aussahen, denn sie bückte sich und ließ prüfend ihre Fingerspitzen über Knochen-, Haut- und Kleiderreste gleiten.

Sie stand auf und nickte in meine Richtung. »Körper können

vergehen, John, der Geist nicht.«

»Dann kannst du dir vorstellen, wie deine Eltern jetzt aussehen.«

»Sicher.« Sie drehte mir den Kopf zu und wollte wissen, was passierte, wenn ich mein Kreuz einsetzte.

»Ich weiß es nicht. Ich hoffe nur, daß sich hier eine Aura gebildet hat, die bis dorthin reicht, wo sich auch deine Eltern aufhalten könnten.«

Sie runzelte die Stirn. »Hinein bis nach Avalon?«

»Da habe ich keine Ahnung. Ich weiß nichts von Avalon. Ich weiß nicht einmal, ob es die Insel überhaupt gibt. Allerdings kann ich mir vorstellen, daß wir sie in einer anderen Dimension finden können, wo Zeit keine Rolle spielt.«

Sie strich mir zart über den Arm. »Das hast du gut gesagt, John. Ähnlich denke ich auch.«

»Schön, dann wollen wir es versuchen.« Ich kniete mich und brachte das Kreuz an den ersten Toten heran. Damit war ich nicht zufrieden, denn ich hielt das Kreuz so, daß es zwischen den beiden halbverwesten Leichen schwebte.

»Bist du soweit?« fragte Melu.

»Ja.«

»Was machst du?«

»Ich werde die Formel sprechen!«

»Und dann?«

»Können wir nur hoffen, Melu, daß du mit deinen Vermutungen recht behältst. Vielleicht kann ich einen Kontakt mit der Insel Avalon herstellen.«

Sie sagte nichts mehr, stand unter Spannung und lauschte meiner Stimme, die nicht sehr laut klang, als ich die entsprechenden Worte über meine Lippen fließen ließ.

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

Und es passierte etwas!

Licht!

Hell, grell und wunderbar. Ein phantastisch anmutender Schein, wie ich ihn oft kannte, wenn ich das Kreuz aktivierte, aber kein Schein, der zerstörte, sondern eine Botschaft bringen wollte. Eine Botschaft aus anderen Dimensionen, aus dem Unsichtbaren, aus Welten, in die wir Menschen keinen Einblick besaßen.

Licht ist etwas Wunderbares. Wie wunderbar es sein konnte, erlebte ich Sekunden später, denn ein freudiger Schrei riß mich aus meinen Betrachtungen.

Melu hatte gerufen. Sie stand rechts von mir, eingehüllt vom hellen Lichtkranz, die Arme halb erhoben und die gespreizten Hände in ihr

dichtes Haar geschoben.

Nicht mehr als eine Momentaufnahme, die sich jedoch bei mir einprägte und auch für die Zukunft richtungsweisend sein sollte, denn Melusine de Lacre rief aus, was sie sah.

»Sehen! Gütiger Gott, ich kann sehen! Ich kann wieder sehen. Ich sehe ein Land so wunderschön. Fern und doch nah. Sonne und Nebel bilden ein Gespinnst, sie umgarnen das Land und hüllen es ein in einen wundersamen Schleier. Das muß es sein, es gibt keine andere Deutung. Das muß einfach Avalon sein...«

Mir brannten zahlreiche Fragen auf der Zunge, wobei ich hoffte, daß mein Kreuz die Aura noch für einige Zeit aufrechterhielt. Leider war es mir nicht vergönnt, einen Blick in dieses geheimnisvolle Land zu werfen, deshalb fragte ich Melu, was sie noch an Einzelheiten erkennen könnte.

»Gesichter... ich sehe Gesichter ... Gestalten ... geisterhaft – Mutter und Vater. Es hat sich mir geöffnet. Das Land lockt mich, sie winken mir zu, das Totenreich ist wunderschön. Ich muß nach Avalon. Nur dort kann ich weiterleben. Ich werde den Weg finden ...« Sie sprach nicht mehr mich an, sondern die Menschen oder Geistgestalten, die allein nur sie zu sehen bekam. »Ich verspreche euch, daß ich Avalon finden werde. Ja, das verspreche ich. Ich habe das Land nie gesehen, aber ich liebe es trotzdem. Avalon wird sich mir öffnen. Ich komme ...«

Es waren ihre letzten Worte, denn gemeinsam mit ihnen brach die von meinem Kreuz geschaffene Aura zusammen, und die harte Realität des Gewölbes hatte uns wieder.

Ich schaute nach links, weil ich im Gesicht des Mädchens Veränderungen feststellen wollte.

Die gab es nicht. Melusine sah wieder so aus wie immer. Die Augen leer, der Mund zuckend, sie bebte wegen der für sie wunderbaren Erinnerung. Dann bewegte sie ihre Lippen, sprach lautlos mit sich selbst und drehte sich um, als könnte sie die bleichen Knochen ihrer Eltern nicht mehr länger mit ansehen.

Ich atmete tief durch. Meiner Ansicht nach war auch die Luft reiner geworden, das Licht hatte für einen Austausch gesorgt und den Modergeruch weiter zurückgedrängt.

Vor mir lagen noch die Knochen. Es machte mir keinen Spaß aber ich wollte sie anfassen, um etwas herauszufinden, denn sie hatten einen leichten Glanz bekommen.

Als meine Fingerspitzen über sie hinwegstrichen, spürte ich die Kühle. Sie lag wie ein Eisfilm auf der Haut, als hätte man die Knochen aus dem Kühlschrank genommen.

Bei einem leichten Druck gaben sie nicht nach. Sie hatten sich also nicht verändert, waren nach wie vor hart, aber dem Kreuz war es

tatsächlich gelungen, eine Brücke in die andere Dimension zu schlagen und hatte zumindest für Melu die geheimnisvolle Insel Avalon sichtbar werden lassen. Und es hatte nicht allein nur an meinem Kreuz gelegen, sondern auch an den beiden Skeletten.

Für mich waren sie ebenfalls für einen Brückenträger zur anderen Dimension geworden.

Melusine de Lacre drehte sich um und ging weg. Ich folgte ihr mit den Blicken.

Da sie sich als Blinde auch innerhalb des Gewölbes auskannte, war sie immer normal gegangen, als hätte sie ihr normales Augenlicht besessen. Jetzt kamen mir ihre Bewegungen vor wie die einer Blinden. So vorsichtig und überlegend. Bestimmt war sie noch von der Erinnerung aufgewühlt, auch ich dachte darüber nach, war es allerdings gewohnt, sehr schnell wieder auf den Teppich zurückzukehren und dachte auch diesmal mehr an die Realität, denn aus dem Hintergrund hörte ich Fullers heftiges Atmen.

Melu setzte sich auf die unterste Treppenstufe, die Beine hart angewinkelt, den Kopf in die Hände gestützt. Sie mußte überlegen und nachdenken, was ihr keiner verübeln konnte.

Ich ging auf Fuller zu. Der wußte nicht, ob er mich anschreien oder angrinsen sollte. »He, Bulle, das habe ich doch nur geträumt, oder nicht?«

»Nein.«

»Mist! Dieses komische Licht, was war das?«

Ich hob die Schultern. »Es hätte keinen Sinn, es Ihnen zu erklären. Gehen Sie einfach von einer höheren Gewalt aus, damit ist uns allen gedient. Es gibt eben Dinge, die man so einfach nicht erklären kann. Sie müßten völlig umdenken.«

»Das Gefühl habe ich auch.« Er bewegte seinen Kopf und schaute sich ängstlich um. »Wäre ich nur abgehauen!« keuchte er. »Jetzt hänge ich in der Scheiße.«

»Ihr Problem.«

»Das hat man von seiner Gutmütigkeit!« keuchte er. »Man soll es nicht machen.«

»Ich glaube, wir alle haben hier unten nichts mehr verloren. Die Karten sind ausgereizt worden.«

Er stierte mich an. Über sein Gesicht rannen kleine Schweißperlen.

»Okay, was haben Sie vor?«

»Wir gehen nach oben.«

»Und dann?« fragte er lauernd.

Ich runzelte die Stirn. »Glauben Sie nicht, daß ich Sie laufen lasse, Fuller.«

»Das ist ein Fehler.«

»Weshalb?«

»Weil ich weiß, wo die Beute versteckt ist. Hör mal, Bulle, ich kenne dich und ich kenne eure Gehälter. Das ist nicht viel, was ein Bulle verdient.«

»Stimmt.«

»Die Hälfte?«

»Nein!«

»Alles?« kreischte er.

»Auch nicht.«

Er lachte laut. »Ein Bulle, der nicht bestechlich ist. Ich... ich werd' nicht mehr. Das kann es doch nicht geben. Ihr nehmt doch alle Schmiergeld.«

»Erstens ist das nicht bewiesen, zweitens halte ich es für maßlos übertrieben, sonst würde ich nämlich meinen Job hinwerfen, und drittens lasse ich mich nicht bestechen. Ich weiß nicht, was Sie getan haben, Fuller, grundlos hat man Sie nicht hinter Zuchthausmauern gesteckt.«

»Ich habe Robin Hood gespielt.«

»Banken ausgeraubt?« tippte ich.

»Ja.«

»Dann haben Sie das Geld an die Armen verteilt, wie? Das können Sie mir nicht erzählen.«

»Ich fand, daß ich selbst arm genug war, Bulle.«

»Schon verstanden, Meister.« Ich winkte ihm zu. »Kommen Sie, hier unten gefällt es mir auch nicht.«

Er hob die Schultern, brummte irgend etwas in seinen nicht vorhandenen Bart und folgte mir in Richtung Treppe. Ich ließ ihn vorgehen, weil ich ihn nicht gern im Rücken haben wollte.

Melusine de Lacre war aufgestanden und sprach mich flüsternd an. »Ich will auch nicht länger hier im Haus bleiben, John.«

»Das kann ich verstehen. Wir reden später darüber, wie es weitergehen soll.«

»Das weiß ich schon.«

»Freut mich.«

Hinter dem mit Handschellen gefesselten Fuller gingen wir die Stufen hoch. Ich würde Kollegen Bescheid geben, damit diese sich um die beiden Leichen kümmerten.

Melu zitterte, und ich strich ihr mit einer beruhigenden Geste über den Arm. »Keine Sorge, Mädchen, wir werden es gemeinsam schaffen. Wir finden den Weg.«

»Du kennst ihn.«

»Mal schauen.«

Oben angekommen, dirigierte ich Brian Fuller in den Wohnraum, wo er sich setzen konnte. »Kannst du mir die verdammten Dinger nicht abnehmen?« fragte er.

»Nein!« Die Antwort gab ich ihm, als ich bereits den Hörer in der Hand hielt.

Melusine hatte das Licht eingeschaltet. Für sie spielte es keine Rolle, ob es brannte, aber sie besaß ein ausgeprägtes Zeitgefühl und wußte genau, wann die Dämmerung einsetzte.

Es war bereits geschehen. Die langen Schatten des beginnenden Abends hatten sich über das Land gelegt und auch über dem Wasser verteilt. Ich lauschte dem Freizeichen und schaute durch das große Fenster, wo die Umrisse des Gartens verschwammen. Für einen Moment dachte ich an Loraine, die verschwunden war. Sie war nicht mein Problem, sondern das der Kollegen.

Ich erreichte die Kollegen von der Fahndung, denn ich ging davon aus, daß sich Fullers Flucht auch bis London herumgesprochen hatte. Der Name Fuller sagte ihnen etwas. Die Fahndung nach ihm war auf den gesamten Küstenbereich ausgedehnt worden und hatte bisher keinen Erfolg gezeigt. Jetzt erfuhr ich von den Kollegen, daß Fuller nicht allein wegen Bankraubes gesucht wurde, sondern auch wegen eines Doppelmords. Er hatte einen Zelleninsassen und einen Wärter getötet.

»Ich habe ihn«, sagte ich nur.

»Was?«

Mit wenigen Sätzen umriß ich die Lage. Die Kollegen wollten die nächstliegende Fahndungsstelle alarmieren, damit Fuller abgeholt werden konnte.

Ich schlug vor, ihn in die nächste Stadt zu fahren und dort bei den zuständigen Stellen abzuliefern.

»Das wäre Hastings, Mr. Sinclair.«

»Okay, dort kenne ich mich aus.«

»Dann dürfen wir uns jetzt schon bedanken, und wir geben den Kollegen Bescheid.«

»Abgemacht.«

Als ich aufgelegt hatte, entnahm ich an Fullers Gesichtsausdruck, daß er Bescheid wußte. Trotzdem wiederholte ich: »Zwei Morde, Fuller! Zwei verdamnte Morde. Von wegen Robin Hood.«

»Na und?«

Mir schoß das Blut in den Kopf. »Stehen Sie auf, bevor ich mich vergesse, Fuller!«

Er erhob sich achselzuckend, trat aber in wilder Wut gegen einen Sessel, der umkippte.

Melu de Lacre erschien. Sie hatte sich wieder umgezogen und trug eine gefüllte Reisetasche. »Ich fahre mit«, sagte sie. »Es muß ja weitergehen.«

Da hatte sie recht.

Schweigend und mit gesenktem Kopf ging Fuller durch den Flur.

Die Haustür öffnete ich ihm.

Kalt und windig war es geworden. Die steife Brise zerwühlte meine Haare. Melusine de Lacre ging hinter mir. Sie sprach mit leiser Stimme zu sich selbst.

Die Dunkelheit des hereinbrechenden Abends hatte sich auch über den Garten gelegt. Dennoch stand in Sichtweite mein Wagen. Auf den gingen wir zu.

Plötzlich passierte es.

Zwei grelle Lichtlanzen zerschnitten die Finsternis. Sie wurden von der linken Seite her auf uns zugeschleudert. Noch im gleichen Augenblick hörte ich das wütende Aufbrüllen eines Motors, dann raste aus der Finsternis ein kompakter Gegenstand auf uns zu, und ich wußte, daß es Lorraine war, die uns überfahren wollte...

Melu konnte den Wagen nicht sehen. Sie befand sich in höchster Gefahr. Um den Killer kümmerte ich mich nicht. Ich sprang auf sie zu, packte sie, und als sie aufschrie, hatte ich sie bereits zur Seite geschleudert, hinein in ein dichtes Strauchwerk, dessen federnde Arme sie relativ gut abfingen.

Der Mörder stand wie festgewachsen. Er glotzte in das Licht hinein, das vor ihm zu explodieren schien. Reifen wühlte die Erde auf, schleuderten Dreck in die Höhe, der Wagen gewann zusätzlich an Tempo und schaukelte auf dem unebenen Boden.

»Steig ein!« brüllte Lorraine aus dem offenen Fenster und gegen den Lärm des Motors an.

Sie stoppte, der Killer rannte auf den linken Wagenschlag zu, der sich öffnete.

Auch ich lief hin.

»Bleib stehen, Fuller!«

Er dachte nicht daran.

Da schoß ich.

Ich hatte bewußt nicht hoch gehalten, denn ich wollte ihn nicht töten. Die Kugel erwischte ihn irgendwo an den Beinen. Ich hörte ihn schreien und grotesk zur Seite springen. Er verfehlte den Einstieg und prallte gegen die Karosserie.

»Bullenschwein!« brüllte Lorraine wild und gab Gas. Zuviel, denn sie hatte die Kontrolle verloren.

Zwar konnte sie noch starten, aber kein Fahrzeug war stärker als ein Baumstamm.

Der alte Mercedes schaffte ihn mit einem frontalen Zusammenstoß. Ich hörte es krachen und knirschen, das Licht verlosch. Lorraine schrie wie am Spieß. Hochtourig heulte der Motor, und der Wagen wurde verkürzt.

Danach war es still.

Ich lief hin, leuchtete mit meiner kleinen Lampe in den Wagen und sah Loraine blutend hinter dem verbogenen Lenkrad sitzend. Sie hatte sich nicht einmal angeschnallt, aber sie lebte noch.

Ich lief wieder zurück, um zum zweitenmal innerhalb kurzer Zeit anzurufen.

Diesmal wählte ich den Notruf, gab die nötigen Erklärungen ab und verließ das Haus wieder.

Eine Gestalt durchlief schwankend den Garten. Es war Melusine, die sich aus den Büschen befreit hatte und sichtlich aufatmete, als sie meine Stimme vernahm.

»Es ist alles okay, Melu, es ist alles okay...«

Die Kollegen waren hocherfreut darüber, welch ein Fang ihnen ins Netz gegangen war. Ich ließ sie wirken, hockte im Wohnraum und trank einen starken Kaffee, wobei ich eine Zigarette rauchte, dem Qualm nachschaute und daran dachte, daß der Fall eigentlich erst am Beginn stand. Avalon und der Weg dorthin waren mir noch verschlossen geblieben. Dennoch glaubte ich Melusines Worten und war fest davon überzeugt, daß es einen Pfad geben würde.

Irgendwann in den späten Abendstunden verließen uns die Kollegen. Den Mercedes wollten sie am anderen Tag abholen lassen. Ich ging noch mit ihnen nach draußen.

Meine Kugel hatte Fuller ins Bein getroffen und dort eine Fleischwunde hinterlassen. Auch Loraine würde durchkommen, das hatte mir der Arzt versichert.

Da die Kollegen wußten, wer ich war, ließen sie mich mit vielen Fragen in Ruhe. Ich war froh, als die Heckleuchten ihrer Fahrzeuge in der Dunkelheit verschwammen.

Langsam ging ich zurück ins Haus, wo Melusine de Lacre auf mich wartete. Sie hockte auf einem Sitzkissen, die gepackte Tasche stand neben ihr, gehütet wie ein Schatz.

Sie konnte mein Lächeln zwar nicht sehen, dennoch zeigte ich diesen Ausdruck. Vielleicht merkte sie es oder hörte es aus meiner Stimme heraus.

»Jetzt sind nur mehr wir beide da!« sagte ich und nahm auf einem Sessel Platz.

»Ich weiß.«

»Dann weißt du auch, wie es weitergehen soll, Melu? Avalon hast du sehen können...«

»Stimmt, John. Nur reicht es nicht. Ich muß einfach hin, wenn ich wieder gesund werden will. Ich bekomme nur auf der Insel mein Augenlicht zurück.«

Ich hütete mich, nach den Gründen zu fragen und ging davon aus, daß sie bestimmt vorhanden waren. »Das sehe ich ein, Melu. Nur möchte ich dich fragen, wie du es schaffen willst.«

»Es gibt einen Weg, John.«

»Darf ich fragen, welchen?«

Sie hob die Schultern. »Eine direkte Antwort kann ich dir nicht geben, aber dieser Weg ist eng mit deiner Existenz verbunden. Er ist nicht einfach – Menschen werden zu leiden haben – aber ich muß ihn gehen. Jetzt, wo ich dich endlich gefunden habe, ist es noch wichtiger als sonst. Das mußt du mir glauben.«

»Darf ich dich dabei unterstützen, Melu?«

Sie überlegte einen Moment, bevor sie antwortete: »Indirekt ja. Damit bin ich einverstanden. Du mußt mich sogar unterstützen, John. Ich will es so haben.«

»Und wie kann ich das?«

Abrupt stand sie auf. »Es ist nicht schwer. Ich möchte gern mit zu dir fahren und bei dir bleiben.«

»Hm. Im Prinzip habe ich nichts dagegen. Ich frage mich nur, wie lange du bleiben willst.«

»Nicht sehr lange, da ich den Weg nach Avalon finden will. Kommst du, John?«

Sie ging bereits zur Tür, und sie schritt aus, als würde es sie überhaupt nicht berühren, all das zurückzulassen, was ihr einmal lieb und teuer gewesen war.

Welches Rätsel verbarg sich hinter Melusine de Lacre? Und was hatten ihre toten Eltern damit zu tun?

Ich war davon überzeugt, daß auch mir ein sehr schwerer Weg bevorstand, bis es zu einer Lösung kam.

Dann schlug ich die Haustür zu und schritt neben Melusine her zu meinem Rover...

ENDE des ersten Teils

[1] Siehe John Sinclair Nr. 619 »Killer-Blasen«